Heimliche und unheimliche

Geschichten.

Gesammelte Erzählungen

von

Friedrich Gerstäcker.

Erster Band.

Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1862.

Heimliche und unheimliche Geschichten.

Erster Band.

Heimliche und unheimliche
Geschichten.

Gesammelte Erzählungen

von

Friedrich Gerstäcker.

Erster Band.

Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1862.

Inhalt.

Der Dreizehnte.

1.

Im Hotel de Pologne in P. saß eine fröhliche Gesellschaft von jungen und älteren Leuten am Sylvesterabend beisammen, und wie die Mitternachtsstunde heranrückte, wurden die leeren Weinflaschen hinausgeschafft, und eine mächtige Bowle dampfte bald inmitten des runden Tisches, ihr süß Aroma durch das wohl durchwärmte Zimmer sendend. An der einen Wand stand eine gewaltige alte Schlaguhr in ihrem Nußbaumgehäuse, und der Zeiger deutete fast schon auf die zwölfte Stunde.

„Jetzt die Gläser gefüllt!" rief da ein junger blühender Mann, ein Arzt, den Schöpfer ergreifend und das dampfende Getränk in die ihm dargereichten Gläser gießend. „Das neue Jahr darf uns auch nicht eine Sekunde Zeit abgewinnen, und wohlgerüstet wollen wir's empfangen."

„Halt — da fehlt noch ein Glas!“ sagte der ihm gegenüber Sitzende, ein junger Jurist.

„He, ein Glas her, Kellner!“ rief der Arzt; „unser Assessor Holler schwimmt sonst trocken ins neue Jahr hinein.“

„Bitte um Verzeihung, Herr Doktor,“ vertheidigte sich aber der Kellner, „ich habe dreizehn Gläser auf den Tisch gestellt.“

„Dreizehn?“ lachte der Hauptmann von Hisko, der neben dem Doktor saß; so sind wir wirklich dreizehn heut Abend beisammen?“

„Wahrhaftig!“ bestätigte der Doktor Malwitz, der die Kameraden rasch überzählt hatte, „dreizehn, und hier neben der Bowle steht auch das fehlende Glas!“

„Würfel her!“ rief da der Hauptmann; „zum Henker auch, wenn Einer dies Jahr von uns abfahren muß, wollen wir wenigstens wissen, wer es ist.“

„Ja, Würfel! Würfel!“ tobten die lustigen Gesellen, rasch auf den Scherz eingehend, „wir wollen den Dreizehnten auswürfeln!“

„Aber erst den Gruß ans neue Jahr!“ rief mahnend der Doktor. „Die Uhr hat ausgehoben. Geht sie pünktlich?“

„Auf die Sekunde!“ versicherte der Kellner, indem er die verlangten Würfel auf den Tisch legte.

„Also aufgepaßt!“

Die Männer waren aufgestanden, und die gefüllten Gläser in der Hand, schauten sie schweigend nach der Uhr hinüber, deren Zeiger grad auf zwölf rückte. In athemloser Stille horchten sie auf den ersten Schlag — und auch draußen auf der Straße schien Alles der nächsten Minute entgegen zu lauschen.

Da, in demselben Moment, in dem die Uhr zum Schlagen aushob, donnerte ein Schuß vom alten Schloß herüber und: „Prost Neujahr! Prost Neujahr!“ jubelten die Zecher einander fröhlich zu, die Gläser klirrten aneinander und lautes wildes Leben schien in dem einen Augenblick die Stadt aus tiefem Schlaf geweckt zu haben.

Vom Thurm bliesen die Stadtmusikanten einen Choral, der gar eigen und wunderbar gegen die noch forttönenden Böllerschüsse des Schlosses abstach; auf der Straße, ja aus den Fenstern heraus riefen die Leute einander ihr freundliches grüßendes Prost Neujahr! auf und nieder. Hell erleuchtete, von Lichtern strahlende Räume wurden der dunklen heiligen, geheimnißvollen Nacht geöffnet. War es doch, als ob jeder das Bedürfniß fühle, in dieser Minute, der Schwelle eines neuen Zeitabschnitts für ihn, nur we-

nigstens einen flüchtigen Blick zu den Sternen zu werfen, und manches wenn auch rasche, doch tief gefühlte Gebet stieg mit dem einen Blick zum Himmel auf.

Und bleibt es nicht ein wichtiger Abschnitt unseres Lebens, ein Jahr, ein ganzes langes Jahr? — Wie viele zählen wir, selbst von der Wiege bis zum späten Grabe? Dem längsten Alter sind es immer nur wenige, und von den wenigen ist ein jedes Jahr ein weiterer Schritt dem Grabe entgegen, das vielleicht schon jetzt dicht vor uns liegt. Erleben wir das nächste neue Jahr? — Ist unsere Uhr nicht schon vielleicht in diesem abgelaufen, daß wir den Sand, der uns noch hier verstattet, nach Körnern zählen könnten? — Wir wissen es nicht, denn wohlthätig verhüllet dichte Nacht der Zukunft Walten unserem fragenden, forschenden Blick. Den Schleier können, sollen wir nicht lüften, und Gott hat das gar weise eingerichtet. Darum aber erfüllt auch eine solche Stunde unser Herz — wir mögen noch so ruhig dem unbekannten Jenseits dort entgegenschauen — mit einem eigenen, geheimnißvollen Reiz, und unwillkürlich fast stimmt der Moment uns ernst. Nicht allein ein neues Jahr beginnen wir ja auch mit all seinen Sorgen und Freuden, auch von dem alten müssen wir Abschied nehmen, und

manches brachte dieses uns doch, ob froh, ob trübe, auf dem noch die Erinnerung gern verweilt.

Wohl mochte auch manchem der lustigen Schaar, während der Choral draußen vom Thurm tönte und das Krachen der Geschütze die unmittelbare Nähe der bedeutungsvollen Stunde verkündete, ähnliche Gedanken durch die Seele blitzen. Aber alle diese ernsten Bilder schwanden im Nu, als die Mahnung verhallt war und die Gläser frisch gefüllt worden.

„Glück auf denn für ein neues frisches Leben!" rief da der Hauptmann, das seinige hoch schwingend, „und allen fidelen Kumpanen diesen Becher!"

„Sie sollen leben, hoch!" jubelten die Anderen nach.

„Und jetzt die Würfel!" fuhr der Hauptmann fort. „Das ist grade die rechte Stimmung, in der wir uns befinden! Etwas Choral draußen, etwas Böllerschüsse, und ringsum erleuchtete Fenster mit glücklichen, fröhlichen Menschen! Dem allem fehlt nur noch das mystisch Geheimnißvolle — denn die ganze Sache wird ein klein wenig zu öffentlich getrieben — und dazu sollen uns die Würfel helfen."

„Hören Sie einmal, lieber Hauptmann," sagte da ein anderer der Gäste, ein Buchhändler Merz, der jenem gegenüber saß, „ich dächte, wir ließen das

Würfeln sein; es kommt mir beinah ein wenig wie Frevel vor, und gerade in der Neujahrsnacht —."

„Frevel? Bah!" lachte aber ein Herr von der Bielden, sein leeres Glas wieder der Bowle entgegen haltend. „Eine Frage an das Schicksal steht einem jeden frei; ob aber das auch antwortet, ist eine andere Sache! Halloh Doktor, noch einmal gefüllt! Ihre Mischung ist ganz vortrefflich, und mögen Sie dies ganze nächste Jahr keine schlechteren Recepte verschreiben und administriren! Als Präsident der Versammlung haben Sie aber auch den Vortritt. Fangen Sie an!"

„Und wollen wir wirklich würfeln, wer von uns —"

„Dies Jahr abfährt?" unterbrach ihn lachend der Assessor; „allerdings! Und das braucht nicht einmal aus Uebermuth zu geschehen. Wir treten dabei gleich jenem albernen Vorurtheil der Masse entgegen, indem wir ihr beweisen, wie unsinnig die Furcht vor der Zahl dreizehn ist."

„Das ist recht, Holler!" rief ihm von der Bielden zu. „Wir wollen einen Club der Dreizehner constituiren, wie wir hier beisammen sind, und während wir Einen auswürfeln, bleibt der zugleich für das ganze nächste Jahr Präsident."

„So bin ichs's auch zufrieden," stimmte Malwitz

bei. „Der Deutsche thut nicht gern etwas ohne einen Zweck, ohne ein bestimmtes Ziel, und da wir das jetzt glücklich gefunden haben, mögen wir beginnen."

„Gegen die löbliche Absicht jenem ungereimten Vorurtheil entgegenzutreten, habe ich nicht das mindeste," nahm da noch einmal Merz das Wort, „aber wenn wir es so nur nicht auf die verkehrte Weise anfangen. Ich weiß nicht, ob die Herren von jenem Schiffsrheder in Amerika gehört haben, der um das ebenso alberne Vorurtheil gegen den Freitag, besonders bei den Seeleuten zu zerstören, ein besonderes Schiff zu dem Zweck bauen ließ. Der Kiel dazu wurde an einem Freitag gelegt, sämmtliche Arbeiter bekamen jeden Freitag ihren Lohn, das Schiff mußte ebenfalls an einem Freitag von Stapel laufen, wurde Freitag getauft und ging natürlich an einem Freitag in See und — wunderlicher Weise hat man nie wieder etwas von ihm gehört, ja weiß nicht einmal, wo und wann es mit Mann und Maus zu Grund gegangen ist. Daß danach jenes Vorurtheil natürlich nur noch mehr befestigt wurde, versteht sich ganz von selbst, und der gute Zweck wurde nicht allein verfehlt, sondern das Uebel noch viel schlimmer gemacht als es je gewesen."

„Das war allerdings ein Unglück!" lachte der Hauptmann; „kann uns hier aber nicht passiren."

„Etwas Aehnliches doch!" sagte Merz. „Ich setze den Fall, daß zufällig der Ausgewürfelte stürbe — würde die ganze Stadt dann nicht schreien: Seht ihr! Da habt ihr den Frevel! — Und wäre die Dreizehn von da an nicht verpönter als je? Denn daß eine solche Neuigkeit die Runde durch alle Zeitungen machte, können Sie sich denken."

„Dann beweisen wir ihnen das nächste Jahr, daß es doch Unsinn ist, denn zum zweitenmale würde nicht gerade der Ausgewürfelte sterben; es wäre sonst ein zu fabelhafter Zufall!" rief der Assessor.

„Aber es ist doch möglich!" beharrte Merz.

„Möglich hin, möglich her!" lachte der Hauptmann, die Würfel aufgreifend. Hiemit mach' ich den Anfang, wenn nicht jemand auch unter uns ist, der das alberne Vorurtheil fürchtet."

„Fürchten?" riefen ein paar andere junge Leute dazwischen, „das wäre eine Schande! So etwas können Sie nicht glauben!"

„Thu ich auch nicht!" schmunzelte der Hauptmann in seiner wilden lustigen Weinlaune. „Also wer mit den drei Würfeln hier die niedrigste Zahl wirft, ist der angebliche Todeskandidat für dies neue Jahr und mag sich sein Vermögen indessen in Rheinwein flüssig machen. Und nun erst die Beschwörung, meine Herren,

die bei einer so feierlichen Handlung nicht fehlen darf."

„Ach macht keinen Unsinn!" lachte Merz, der keine Freude an dem Ganzen fand.

„Unsinn?" entgegnete aber der Hauptmann; „wir fordern in diesem Augenblick das Schicksal heraus, uns zu beweisen ob es Vorbedeutungen gibt oder nicht, und eine solche Herausforderung muß auch mit dem gehörigen Ernst betrieben werden. So paßt auf, Ihr Herren, und folgt mit Euern Gedanken meinen Worten, daß der Spruch Kraft bekommt — also: —

„Aus Licht und aus Schatten, herab und herauf,
Ihr Geister der Luft und der Erde zu Hauf!
Ihr, die ihr uns unsichtbar immer umgebt,
Was oben hin flattert, was unten hin gräbt —
Herbei um die Tafel, und mit jenem Geist,
Der neckisch und schmeichelnd die Bowle durchkreist,
Seid Zeugen, seid Zeugen! Wir rufen euch an!
Vernehmt ihn und seid auch gehorsam dem Bann!
Hier fallen die Würfel in heiliger Nacht.
Der, der sie verliert, er ist euer! Habt acht!" —

Und mit den letzten Worten schleudert er die Würfel aus dem Becher auf den Tisch, und dreizehn Augen lagen aufgedeckt.

„Dreizehn — beim Himmel!" rief Merz überrascht; „ein wunderbarer Zufall!"

„Aber ein guter Wurf!" lachte der Hauptmann. „Werft ihn ab, wenn Ihr könnt."

„Und was der Hauptmann für famose Verse machen kann!" rief der Weinhändler Selig vom andern Ende des Tisches. „Das hab' ich ihm gar nicht zugetraut. Sonst ist er immer so still, als ob er nicht drei zählen könnte, und heute rein wie ausgewechselt!"

„Das macht die Begeisterung, Freund!" entgegnete der Hauptmann, sein Glas auf's neue zum Füllen hinüberreichend. „Und nun Sie, Assessor."

Der Assessor, auf die Laune der Uebrigen eingehend, nahm die Würfel und warf elf.

„Der Hauptmann ist abgeworfen; bis jetzt sind Sie es!"

„Von den elf wird mich schon jemand erlösen!" tröstete sich der Jurist, und der Weinhändler Selig, der eifrig die Würfel wieder im Becher herumgeschüttelt, warf vier!

„Hurrah! Selig soll leben!" jubelte der Assessor, „der bleibt der Todeskandidat für dieses Jahr!"

„Das wissen wir noch nicht," brummte aber der Weinhändler, doch war sein rothes Gesicht um verschiedene Schattirungen bleicher geworden, und wenn er auch nichts äußerte, sah man es ihm doch deutlich

an, daß er kein großes Behagen an dem Wurf fand.

Verschiedene Andere der Tischgesellschaft versuchten jetzt ebenfalls ihr Glück, und eine Anzahl von Kellnern hatte sich zugleich herbeigedrängt, dem wunderlichen Würfelspiel zuzuschauen. Ueber vier warfen aber alle; nur Merz, der Buchhändler, legte die gleichen Augen auf, und der Ruf ging jetzt, daß die Beiden „stechen" sollten. Merz machte zwar den Vorschlag, sie wollten es zwischen sich Beiden lassen und das Schicksal könne sich nachher Einen aussuchen. Dagegen protestirte aber der Hauptmann. Wie er verlangte, sollte es auf das Entschiedenste bestimmt werden, und da ihm die anderen alle beistimmten, so hatten die Beiden noch unter sich einmal zu werfen.

Alles drängte sich jetzt um ihre Stühle, und Merz sollte anfangen, weigerte sich aber. Selig nahm endlich die Würfel und warf fünfzehn.

„Armer Merz!" sagte er, während ein eigenes zufriedenes Lächeln über seine Züge flog; „da liegen die drei Fünfer so schön wie gemalt!"

„Bah, die sind abzuwerfen!" lachte aber Merz, den nichts destoweniger ein eigenes, unbehagliches Gefühl überkam. „'s ist freilich Unsinn — die ganze Geschichte, und wenn wir morgen früh wieder zu

Verstand kommen, werden wir nicht recht begreifen können, wie vernünftige Menschen etwas derartiges treiben konnten. Da wir's nun aber einmal angefangen haben, müssen wir es auch durchsetzen, und hier also ist mein Wurf — aufgepaßt!"

„Fünf — fünf — sechs! Beim Himmel, grad eins mehr! Merzchen, Merzchen, Ihr seid knapp daran hingefahren! Selig, ich erbiete mich, dem Leichenzug beizuwohnen!" riefen und jubelten die übermüthigen Trinker durcheinander. „Also Selig heißt der nächste Kandidat! Zum Henker, das ist auch ein ominöser Name!"

„Unsinn!" brummte aber der Weinhändler, der in diesem Augenblick vielleicht das beste Faß aus seinem Keller gegeben hätte, um nur nicht gerade der zu sein, den das Loos getroffen, der sich aber auch natürlich nicht die Idee eines derartigen Gefühles wollte merken lassen. „Ihr thut wahrhaftig, als ob ich dem klapperbeinigen Freund Hain schon mit Haut und Haar verfallen wäre! Heut über's Jahr werde ich Euch übrigens mit einem Korb Champagner beweisen, daß die Sache nicht so gefährlich war."

„Das soll ein Wort sein! Das soll ein Wort sein!" rief es durcheinander, und nur der Assessor Holler meinte trocken:

„Das Versprechen hat ihm die Todesangst ausgepreßt. Wenn Selig einen Korb Champagner zusagt, so glaub' ich wahrhaftig selber an das Orakel, denn das ist sicher nahe vor seinem Tode."

Alle lachten. Die Laune war aber durch die vorhergegangene Scene auch eine fast unnatürlich frohe geworden, und während sich Malwitz schon damit beschäftigte, eine neue Bowle zu brauen — ein Geschäft, das ihm jedesmal anvertraut wurde — suchte Selig in einem begonnenen Rundgesang über die Stimmung zu kommen, die sich seiner bemächtigt hatte. Er war in der That vollständig nüchtern geworden.

Desto mehr tranken und jubelten seine Genossen, die sich durch das Fallen der Würfel sicher fühlend, nur die angenehme Seite des Scherzes kennen lernten. Verschiedene Namen wurden in Vorschlag gebracht, wie der neue Klub heißen solle. Einige stimmten für „Todeskandidaten" — andere für „schwarze Garde" oder „Schicksalsbrüder" und was der tollen Namen mehr waren. Endlich entschloß man sich, auf Malwitz' Vorschlag, den Namen der „Dreizehner" anzunehmen, von denen sich jeder verbürgte, heute über ein Jahr in dem nemlichen Lokal, oder an einem sonst vorher durch den jetzigen Präsidenten Selig bekannt gemachten Ort zu erscheinen. Wie vorher bestimmt worden,

war Selig nemlich durch den niedrigsten Wurf auch zugleich Jahrespräsident der Gesellschaft geworden, und auf einen Antrag des Hauptmanns beschloß man noch außerdem festzustellen, daß, wenn irgend ein Mitglied der Gesellschaft durch Reisen oder Krankheit abgehalten sein sollte, der nächsten Versammlung beizuwohnen, es jedenfalls verpflichtet sei, einen Stellvertreter dafür einzusenden. Nur auf diese Art konnten natürlich die Dreizehn vollzählig erhalten werden.

Die jetzt herrschende, fast überlaute Fröhlichkeit war aber doch eigentlich nur eine künstlich gemachte, denn der Stoff, den sie sich zu ihrem Scherz gewählt, blieb zu ernst, wie recht sie auch immer haben mochten, einem blinden Volksaberglauben damit entgegenzutreten. Sie hatten nun einmal an die ehernen Schicksalspforten mit keckem Finger angepocht, und der leise zitternde Wiederhall, den das Klopfen gefunden, tönte in aller Herzen nach, wenn sie sich auch geschämt haben würden es zu gestehen.

Man trank stärker als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre, und schon gegen zwei Uhr, als die dritte Bowle geleert worden, brachen Einzelne auf, nach Hause zu gehen — nicht jedoch, ohne noch vorher verabredet zu haben, die Dreizehner-Verbindung keine

nur jährige sein zu lassen, sondern lieber allmonatlich zusammen zu kommen und einen vergnügten Abend zu feiern. Im Januar sollte dabei die erste sein, damit die letzte im December auch wieder die dreizehnte würde und dadurch ihrem Zweck noch vollständiger entspräche.

2.

Die also konstituirte Gesellschaft der „Dreizehner," deren keckes Spiel natürlich in den nächsten Tagen die Runde in der ganzen Stadt machte, hielt auch insofern an ihren Statuten fest, daß sie regelmäßig, wie damals bestimmt, in jedem Monat wieder zusammen kam.

Soviel jedoch den Winter über davon gesprochen wurde, so sehr verschwamm es, wie alles was den Reiz der Neuheit verliert, in den Sommermonaten, noch dazu, da viele der Mitglieder in dieser Zeit auf Reisen gingen, und es einige Schwierigkeit hatte, Stellvertreter für die Fehlenden zu liefern. Nichts destoweniger blieb die Gesellschaft vollzählig, und kein einziger Gesellschaftsabend wurde versäumt. Aber es war eben zuletzt eine Gesellschaft geworden wie jede andere, und man sprach nicht mehr davon, bis im

Spätherbst ein ungeahntes Ereigniß die Aufmerksam-
eit der Stadt wieder lebhafter als je darauf hin-
enkte.

Der Weinhändler Selig und der Buchhändler
Merz erkrankten zu gleicher Zeit an einem ganz ähn-
ichen sehr hitzigen und bösartigen Fieber, das zuletzt
inen sehr gefährlichen Charakter annahm und Beide
nehrere Tage lang an den Rand des Grabes brachte.
Selig besonders phantasirte stark und sprach fortwäh-
:end davon, daß er dem Tod verfallen sei und nicht
vieder aufstehen könne, und die alten Damen der Re-
idenz schüttelten sehr bedeutend die Köpfe und debat-
irten in besonders zu dem Zweck zusammenberufenen
Kaffeegesellschaften, in denen aber die ominöse Zahl
reizehn ängstlich vermieden wurde, über das Frevel-
hafte solcher Wagnisse, mit denen man nicht Gott
versuchen und dem Teufel den kleinen Finger bie-
en solle.

Die beiden Kranken erholten sich aber trotzdem
vieder, und Selig, mit einer äußerst kräftigen Con-
titution, lud, kaum wieder hergestellt, die ganze Ge-
ellschaft der Dreizehner zu sich ein, um seine Gene-
ung in dem bewußten Korb Champagner zu feiern.

Das war am dreizehnten December. Am vierzehn-
en Morgens kam der Barbier zu Herrn Merz, und

während er ihn einseifte, fragte er ihn, ob er schon gehört, daß den Weinhändler Selig die Nacht der Schlag gerührt habe, und er gegen Morgen verschieden sei. Die Nachricht war nur zu sehr begründet. Selig, der vielleicht am vorhergegangenen Tag, trotz dem Verbot des Arztes, ein Glas mehr getrunken haben mochte, als sich mit seiner noch geschwächten Constitution vertrug, war einem neuen Anfall erlegen, und drei Tage später trug man ihn zu seiner letzten stillen Ruhestätte hinaus.

Die ganze Gesellschaft der Dreizehner ging natürlich mit zur Leiche und durfte draußen eine lange Strafpredigt des Geistlichen mit anhören, der ihnen das Sündhafte ihrer „frevlen Gesellschaft" — woraus er es herleitete, weiß ich nicht — vorhielt, und sich darüber freute, daß Gott ihnen ein solches Zeichen gegeben habe, welches ihnen hoffentlich zur Warnung dienen werde. An Herrn Merz, der dabei blutroth vor Aerger wurde, richtete er ganz speziell seine Worte, indem er ihm bewies, welch deutlichen Fingerzeig Gott ihm durch seine gefährliche Krankheit gegeben. Er trieb es auch in der That so arg, daß Herr Merz endlich seinen Hut aufsetzte und den Kirchhof verließ.

Malwitz und der Hauptmann von Hisko gingen zusammen nach Haus, als sie ihrem armen Freund

die „letzte Ehre“ erwiesen hatten, und nachdem sie eine Zeitlang schweigend neben einander hingeschritten waren, sagte der Hauptmann:

„Hm — das ist eigentlich eine alberne Geschichte, und war Wasser auf des Schwarzrocks Mühle. Wie er die Backen voll nahm!“

„Natürlich!“ bemerkte der Doktor. „Derartige Herren wissen, daß sie Niemand unterbrechen darf, wenn die Polizei die Sache nicht als Gotteslästerung betrachten soll, und dürfen deßhalb reden, was sie mögen. Daß eine solche, bei derartiger Gelegenheit an eine andere Person gerichtete Anrede weit eher den Namen Gotteslästerung verdiente, fällt ihnen dabei nicht ein. Uebrigens ist die ganze Stadt jetzt voll von unserm Auswürfeln!“

„Das läßt sich denken!“ meinte der Hauptmann, der die Hände auf dem Rücken, nachdenkend neben ihm herging. „Was Erwünschteres hätte den alten Klatschschwestern auch gar nicht kommen können. Es bleibt aber wirklich ein merkwürdiger Zufall, der noch dadurch verstärkt wird, daß gerade die zwei, welche die wenigsten Augen geworfen, beide so gefährlich und zu gleicher Zeit krank wurden, und Selig zuletzt gar sterben mußte. — Armer Teufel! Und er war noch vor

wenigen Tagen so glücklich, daß er die böse Krankheit hinter sich hatte!"

„Aber er war selber Schuld dran," behauptete der Doktor. „Ich habe ihn dringend gebeten, keinen Champagner zu trinken, ja ich war sogar noch an dem Morgen, ehe wir zusammenkamen, bei ihm und bat ihn die ganze Sache aufzuschieben, bis er sich wieder kräftiger fühle. Er hat nicht hören wollen." —

„Glauben Sie, Doktor, daß er sich in seiner Krankheit über die — nun über das Auswürfeln und sein Resultat etwa geängstigt hat?" fragte da plötzlich der Hauptmann, indem er stehen blieb.

„Ja," sagte der Doktor nach kurzer Pause, „ich bin es fest überzeugt. Schon seine Fieberphantasieen beweisen das, wenn er es mir auch direkt nie eingestehen mochte. Es ist ihm schon das ganze Jahr ein unbehagliches Gefühl gewesen, und ich habe das bei jedem leichten Unwohlsein an ihm bemerkt."

„So glauben Sie am Ende gar, daß solch ein kindischer Aberglaube mit die Ursache seines Todes gewesen sein könnte?"

„Die Ursache allerdings nicht, daß er aber dazu beigetragen hat, ihm in seiner Krankheit manche trübe Stunde zu machen, ist gewiß. Aufrichtig gesagt wollt ich, wir hätten die Geschichte gar nicht angefangen."

„Da sie aber einmal angefangen ist," rief der Hauptmann rasch, indem er seinen Weg wieder an des Doktors Seite fortsetzte, „dürfen wir sie auch jetzt nicht aufgeben, wenigstens nicht dieses Jahr; wir hätten uns sonst auf das Entsetzlichste vor der ganzen Stadt blamirt und gerade das Entgegengesetzte erreicht, was wir erreichen wollten: den Aberglauben nämlich zu entkräften."

„Leider sehe auch ich das ein," bestätigte Malwitz. „Was wir begonnen haben, müssen wir ausführen, bis wir uns eben mit Ehren zurückziehen können. Uebrigens ist es ein altes Sprichwort, daß ein Blitz nie zweimal in dieselbe Stelle schlägt, und das zweitemal wird der Zufall nicht sein so fatales, wie neckisches Spiel wieder mit uns treiben."

„Wenn uns nur nicht Einige von der Gesellschaft abspringen!"

„Wenn sie es thun," sagte der Doktor, dem der Gedanke keineswegs unangenehm schien, „so brauchen wir Andern uns keine Vorwürfe zu machen und — machen zu lassen, aber — ich glaube es nicht. Merz wäre vielleicht der Einzige, und für den tritt leicht ein Anderer ein, und an des armen Seligs Stelle hat sich schon Lieutenant Vollberg angetragen."

„Also am Sylvesterabend kommen wir im alten Lokal zusammen?"

„Wie immer — um diesmal auch einen neuen Präsidenten zu erwählen."

„So adieu, Doktor! Auf Wiedersehen!"

Die verschiedenen Clubmitglieder begegneten einander in dieser Woche nicht mehr; nur der Doktor traf mit Einigen zusammen, da das nahe Weihnachtsfest ihre Zeit in Anspruch nahm und sie großentheils in ihren Familien fesselte.

Am 31. December Abends vereinigte der zu ihrer Zusammenkunft festgesetzte Sylvester aber alle wieder, und die jungen Leute hatten sogar verschiedene Einladungen zu veranstalteten Bällen abgelehnt, um nur nicht bei den „Dreizehnern" zu fehlen. Es war für sie zur Ehrensache geworden, und keiner wollte den Verdacht gegen sich aufsteigen lassen, daß er durch den eigenthümlichen Todesfall des armen Selig von der weiteren Theilnahme an dem unheimlichen Auswürfeln abgeschreckt sei. Ja manche Andere, die durch das Abenteuerliche der Sache angelockt wurden, hatten sich sogar schon zu neuen Mitgliedern vorschlagen lassen, falls einer oder der andere der „Dreizehner" zurücktreten würde.

So saß denn um zehn Uhr Abends, die gewöhn-

liche Stunde der Zusammenkunft, die Gesellschaft wieder vollzählig um den runden Tisch, und nach einer kurzen ernsten Anrede des Doktors über den fehlenden hingeschiedenen Freund, herrschte bald wieder die alte gewohnte Fröhlichkeit. Selbst Merz erklärte dabei, daß er jetzt fest entschlossen wäre, bis zum letzten Mann bei ihnen auszuhalten, weil eben die Kopfhänger die Nasen gar so entsetzlich darüber rümpften. Die Leichenpredigt hatte ihn so erbittert, daß er sich mit Vergnügen noch etwas viel Tollerem als dem Auswürfeln eines Dreizehnten angeschlossen hätte.

So kam Mitternacht heran und mit der Bowle das fröhliche neue Jahr. Aber merkwürdigerweise war die Gesellschaft heut um diese Stunde lange nicht so laut und heiter wie sonst. Auf des Doktors Verlangen hatte der Kellner schon mit den Punschgläsern die verhängnißvollen Würfel gebracht und neben die Bowle gelegt, und der Hauptmann, der heute weit mäßiger der Flasche zugesprochen, als sonst bei ähnlichen Gelegenheiten, nahm sie wieder auf, wie das erstemal, aber er ließ die frühere Beschwörung weg und sagte, sich in kurzer Anrede an die Gesellschaft wendend:

„Meine Herren! Sie alle wissen wie ernst und traurig unser vorjähriger Scherz abgelaufen ist, oder welche Deutung ihm wenigstens der abergläubische

Theil des Publikums gegeben hat. Wir sind aber alle hier vernünftig genug, das Schicksal bei dem, was den armen Selig betroffen, aus dem Spiel zu lassen, und was früher in der That nur wohl ein toller Sylvesterscherz gewesen, wird jetzt zum Ernst, da es sich nicht mehr um unsere kleine geschlossene Gesellschaft, sondern um die Zuschauer handelt, die sich durch ihr etwas rasch gegebenes Urtheil daran betheiligt haben. Ob wir es nächstes Jahr noch erneuern, hängt von uns selber ab; dies Jahr müssen wir aber den Dreizehnten wieder auswürfeln, nur um der gar so entsetzlich frommen Welt dadurch zu beweisen, was es mit ihren Prophezeihungen für eine Bewandtniß hat. — Wie voriges Jahr will ich auch heute den Anfang machen. Vorher aber bitte ich Sie um Ihr Ehrenwort, den Namen des Ausgewürfelten dem Publikum gegenüber streng zu verschweigen, damit keine unnöthigen Neckereien oder Reden vorfallen. Sind Sie das zufrieden?"

„Ja — ja wohl! Das ist recht!" riefen die Gäste durcheinander. „Es braucht niemand den Namen des Dreizehnten weiter zu wissen als wir selber."

„Schön!" sagte der Hauptmann; „es versteht sich dann auch von selbst, daß der Ausgewürfelte nicht wieder Präsident wird, um uns nicht selber zu ver-

rathen, und ich schlage deßhalb unsern alten Präsidenten Malwitz zum neuen vor. Ebenso werden die Kellner so gut sein und das Zimmer verlassen, bis wir gewürfelt haben."

Von den Kellnern hatten sich in der That schon so viele, wie nur irgend in dem Augenblick abkommen konnten, hier versammelt, um Zeugen dieses eigenthümlichen Auswürfelns zu sein. Der eben gemachte Vorschlag kam ihnen deßhalb auch nicht im geringsten gelegen. Der direkten Aufforderung mußten sie aber folgen, und der Hauptmann ging langsam hinter ihnen her und verschloß die Thür.

Die Kellner indessen, nicht gesonnen sich so ohne weiteres von einem Geheimniß ausgeschlossen zu sehen, an dem sie alle das größte Interesse nahmen, besetzten so heimlich es irgend geschehen konnte, die verschiedenen Thüren, um dort dem Ausrufen der gefallenen Augen zu horchen, und danach vielleicht den erwürfelten Dreizehnten zu errathen — aber es half ihnen nichts.

Nur nach dem ersten Wurf rief Einer — es war Herr Merz —: „Wieder dreizehn — bei Gott!"

„Frieden, meine Herren!" bat aber der Hauptmann. „Sie können sich darauf verlassen, daß an den verschiedenen Thüren ebensoviel verschiedene Ohren

liegen, wie wir Kellner hier im Zimmer hatten. Ich werde die fallenden Augen notiren." — Dann war alles ruhig, und das Klappern der Würfel ausgenommen, unterbrach kein Laut, kein Wort die Todtenstille im Zimmer. —

Plötzlich klangen die Gläser wieder, und in demselben Augenblick kamen eine Masse neuer Gäste die Treppe herauf, die alle nach dem Zimmer der Dreizehner fragten.

„Bitte um Verzeihung," sagte der Oberkellner, „die Herren haben sich eingeschlossen — sie würfeln gerade — und lassen niemand hinein."

„Ist schon alles vorüber!" rief aber der Hauptmann, der sich diese Ueberraschung ausgedacht und sie eingeleitet hatte, indem er die verschiedenen Bekannten der Dreizehner pünktlich 15 Minuten nach zwölf in ihr Lokal bestellte. Sie kamen auch alle gern; denn neugierig geworden, hofften sie natürlich das herausgestellte Resultat dadurch am raschesten zu erfahren.

„Prost Neujahr, prost Neujahr!" brachen sie jetzt über die kleine Gesellschaft herein, und schon bestellte Bowlen und Gläser erschienen in demselben Augenblick, ihnen den Willkomm zu zutrinken. Zu gleicher Zeit öffneten sich die beiden Flügel der einen Thür,

und ein dort aufgestelltes Musikchor begann seine fröhliche Weise.

„Wir alle fast," rief da der Hauptmann, „haben heute ein oder den andern Ball ausgeschlagen, um unsere Gesellschaft nicht zu versäumen, aber darum wollen wir den Leuten in der Stadt doch beweisen, daß die Dreizehner auch lustig sein können. Hurrah, jetzt tanzen wir ins neue Jahr hinein!"

„Aber wer wird dieses Jahr der Unglücksvogel?" fragte eine der Damen, die ihre Neugierde nicht länger bezähmen konnte.

„Das, mein gnädiges Fräulein," lachte jedoch der Hauptmann, „werden Sie freilich erst am nächsten Sylvester erfahren."

„Am nächsten Sylvester? So haben Sie gar nicht gewürfelt?" fragte die Dame enttäuscht.

„Oh doch!" lautete die lachende Antwort, „aber auch unser Ehrenwort gegeben, den Glücklichen nicht zu verrathen, bis seine Zeit abgelaufen ist. Doch jetzt keine Minute mehr versäumt, denn wir haben den ganzen Abend nachzuholen. Darf ich um Ihren Arm bitten?"

„Aber Sie werden uns doch wenigstens —"

„Zum Tanz, zum Tanz!" jubelte der Hauptmann, und die Dreizehner, denen nichts hätte erwünschter

kommen können, als diese fröhliche Unterbrechung der letzten Scene, sprangen rasch auf die Damen zu, so daß im nächsten Augenblick, während die Kellner nur die Tische bei Seite rückten, die muntern Paare lustig den Saal durchflogen.

Die neuen Gäste, und besonders die Damen, gaben sich allerdings noch an dem Abend alle nur erdenkliche Mühe, den „Dreizehnten" unter den Dreizehnern herauszubekommen, aber vergeblich. Die Männer hatten nicht allein ihr Wort gegeben, sondern auch ihr eigenes Interesse dabei, daß eben der Ausgewürfelte nicht im Publikum bekannt würde, und hielten sich deßhalb, allen Anfechtungen zum Trotz, tapfer. Durch diesen eigenen Reiz jedoch, den das Geheimnißvolle gab, wurde die Stimmung auch eine ganz außergewöhnlich lebhafte, und schon dämmerte im fernen Osten der erste Januar, ehe die fast übermüthig fröhliche Gesellschaft nur an den Aufbruch dachte.

3.

Waren übrigens die älteren Damen der Residenz schon im vorigen Jahr in Aufregung gerathen, als sie von dem „frevelhaften Würfeln" Kunde erhielten, so

sollte sich in diesem Jahr ihre Entrüstung noch steigern, als man ihnen nun gar den Namen des sogenannten Todeskandidaten vorenthielt. Im Anfang bezweifelten sie allerdings die ganze unheilige Ceremonie, worin sie noch bestärkt wurden, als sie erfuhren, daß die „Dreizehner" an jenem Abend getanzt hätten — also jedenfalls mehr als dreizehn Personen gewesen sein mußten. Einige peinlich verhörte Kellner gestanden aber das Factum, denn die Würfel hatten sie mit ihren eigenen Ohren fallen hören, wenn sie sich auch nicht im Stande befanden, weiteres darüber zu berichten. Der eine Kellner, ein junger, durchtriebener Bursch, konnte allerdings einem, lockend an die Angel gesteckten Fünfthalerschein nicht widerstehen und denuncirte eines der Mitglieder — den Buchhändler Merz — unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses — als Todeskandidaten. Nähere Beobachtung stellte aber heraus, daß Herr Merz im ganzen vorigen Jahr nicht so vergnügt und heiter gewesen sei, wie in diesen wenigen Tagen, und den einzigen Trost, den die leichtsinnige Verschleuderin des Fünfthalerscheins für ihr schweres Geld erhielt, war der, zu wissen, daß Herr Merz keinesfalls der unglückliche Dreizehnte sein könne, und daß sie der Kellner nichtswürdig betrogen habe.

Es würden übrigens Bände dazu gehören, alle die verschiedenen Versuche aufzuzählen, die gemacht wurden, die Mitglieder des Klubs einzeln zu bestechen und zu einem Treubruch an ihren Kameraden zu verleiten — doch alle vergebens. Das Einzige, was man herausbekam, war, daß Hauptmann von Hisko den Antrag auf tiefes Stillschweigen gestellt und den Uebrigen das Ehrenwort darauf abgenommen habe, und darüber schienen die Damen einig, daß der Hauptmann von Hisko der größte nur denkbare Egoist sein müsse.

So vergingen wieder drei Viertel Jahr, ohne daß irgend ein auffallendes Ereigniß die Bewohner der Residenz erregt oder besonders interessirt hätte, die Politik ausgenommen, die auch hierher ihre Fäden spann und das Lager in verschiedene Parteien theilte. Deutschland begann damals sich einer freisinnigen Richtung zuzuneigen, und Civil und Militär gerieth dabei einigemale in Conflikte, die aber doch noch immer — einige Schlägereien zwischen Bürgern und Soldaten abgerechnet — so ziemlich gütlich beigelegt wurden. Die Reibereien hörten jedoch nicht auf, und eines Abends im Theater — es war Anfang December — bekam Lieutenant Vollberg Streit mit einem Referendar von Zehlen, der mit einer Ausforderung endigte.

Die Sache war indessen ruchbar geworden und die beiden Gegner fuhren deßhalb mit ihren Sekundanten und einem Arzt zur nahen Grenze, um sich einander mit einigen Kugeln zu beweisen, daß sie alle Beide in ihrem Rechte wären.

So unbedeutend die Ursache des Streites freilich gewesen war, so ernst endete er. Lieutenant Vollberg wurde in die Brust geschossen, und während sich sein Gegner durch die Flucht jeder weiteren Verantwortung entzog, trugen Abends eine Anzahl Bauern aus dem nächsten Dorf den schwer Verwundeten in seine Garnison zurück.

Das so fatal ausgelaufene Duell zweier in der ganzen Stadt beliebten und geachteten jungen Leute machte allerdings schon an und für sich Aufsehen, noch dazu, da man wußte, daß die tiefer gehenden Fragen der Gegenwart die Veranlassung dazu gegeben. Aber selbst dies wurde durch die rasch verbreitete Kunde in den Hintergrund gedrängt, daß man erfuhr, Lieutenant Vollberg gehöre mit zu den Dreizehnern und sei jedenfalls der, den in der vorigen Sylvesternacht das Loos durch die Würfel getroffen.

Ueber sein Schicksal sollten die Bewohner der Residenz, so wenig sie von dem Uebrigen erfuhren, aber nicht lange in Zweifel bleiben. Die herzugeru-

fenen Aerzte erklärten die Wunde für unrettbar tödtlich; der Verwundete kam auch in der That kaum mehr recht zur Besinnung, und am vierten Tag durchlief die Kunde die Stadt, daß Lieutenant Vollberg in der letzten Nacht gestorben sei.

An dem nemlichen Morgen trat Hauptmann von Hisko in Doktor Malwitz' Zimmer.

„Haben Sie es schon gehört, Doktor?"

„Ich habe eben die Nachricht erhalten. Es ist eigenthümlich."

Der Hauptmann schwieg und ging eine Zeitlang mit untergeschlagenen Armen in dem Zimmer des Doktors auf und ab. Endlich blieb er vor diesem stehen und sagte ruhig:

„Wissen Sie, wer sich am nächsten Sylvester von uns auswürfeln wird?" — Der Doktor sah erstaunt zu ihm auf.

„Das ist schwer schon jetzt zu bestimmen," versetzte er endlich achselzuckend; „Sie meinen wohl den, der für unsern armen Lieutenant eintritt?"

„Nein," sagte der Hauptmann, „ich!"

„Sie?"

„Allerdings, und nicht allein das; ich weiß auch, daß ich im nächsten Jahre sterben werde."

Der Doktor sah den Mann erstaunt an, und jetzt erst fiel ihm dessen blasse Gesichtsfarbe, der ernste Ausdruck seiner Züge wirklich auf.

„Sie scherzen, bester Hauptmann," lachte er aber; „wer, um Gotteswillen, hat Ihnen diese Thorheiten in den Kopf gesetzt?"

„Es ist mehr als das, Doktor," versicherte ihn jedoch der Offizier, „und Sie trauen mir gewiß zu, daß ich mich nicht vor dem Tode fürchte, aber — ich weiß es."

„Mein bester Hauptmann," suchte der Arzt jetzt die Sache in das Scherzhafte hinüber zu ziehen, „Ihr eigenes Interesse dabei ganz abgerechnet, dürften Sie das schon nicht einmal unserer Gesellschaft zu Leide thun. Wir wollen Sie nicht verlieren."

„Glauben Sie an Ahnungen, Doktor?" fragte aber der Hauptmann zurück, ohne auf den Scherz einzugehen.

„Mein lieber Freund," erwiderte da der Arzt, ebenfalls ernster werdend, „das ist allerdings ein Kapitel, bei dem wir mit unserer einfachen und hausbackenen Vernunft nicht immer durchkommen. Ich kann nicht gerade sagen, daß ich an Ahnungen glaube, aber — ich bin auch nicht im Stande, sie ganz abzuleugnen. Daß es Wesen gibt, die wir mit unseren

gröberen Sinnen nicht wahrnehmen können, werde ich wenigstens nie zu leugnen versuchen, denn wo nicht der unbedeutendste Raum in der ganzen körperlichen Welt leer und unbenutzt liegt, wo jeder Wassertropfen ein kleines, wie in sich abgeschlossenes Heer von Geschöpfen umschließt, können wir nicht gut annehmen, daß der ganze ungeheure, unermessene Luftraum leer und unbevölkert liegen sollte. Ob aber diese Wesen irgend einen Einfluß auf uns Sterbliche auszuüben fähig sind, ob sie in unser Leben auf irgend eine Weise eingreifen können und mögen, das ist eine andere Frage, deren Beantwortung vielleicht späteren Generationen vorbehalten bleibt. Es begegnet uns im Leben allerdings manches Seltsame, manches, was wir nicht gleich fassen und begreifen können, und unser eigener Geist ist dabei ein solches Wunderwerk der Schöpfung, daß wir mit dem noch nicht einmal im Klaren sind. Die Bilder, die er sich, ganz unabhängig von unserem eigenen Willen, im Traume oder in irgend einer Krankheit aufbaut, kann er wohl auch einmal im wachenden Zustand bringen. Daß wir diese aber nicht zu sehr die Oberhand über uns gewinnen lassen, das muß unsere Sorge sein, wenn wir nicht — das Schlimmste für uns selber fürchten sollen."

Der Hauptmann hatte sich auf einen Stuhl gesetzt

und sah, den rechten Arm über die Lehne desselben hängend, stier vor sich nieder. Als der Doktor aber schwieg, sagte er lächelnd, ohne jedoch den Blick vom Boden zu nehmen:

„Sie meinen, Doktor, daß wir nicht geisteskrank oder — mit einem Wort — verrückt werden mögen."

„Das Wort „geisteskrank" ist, glaube ich, der richtige Ausdruck," bestätigte der Doktor, „wenn auch eine Krankheit den Geist, ein unkörperliches Wesen, natürlich anders affizirt wie einen Körper. Wir können dabei aber auch sehr viel selber thun, denn wie wir unsern Körper vor übergroßer Anstrengung oder vor gänzlichem „sich gehen lassen" in acht nehmen müssen, so ist es mit dem Geist ebenso der Fall. Frische gesunde Beschäftigung ist beiden nicht allein nützlich, sondern auch nothwendig. Sehr gefährlich ist aber — für Geist wie Körper, denn beide leiden zu gleichen Theilen darunter — eine sogenannte „fixe Idee," wenn sie sich an etwas Unwesenhaftes bindet, und das einfachste Mittel dagegen bleibt immer, unserem klaren Verstand sein volles Recht über derartige „Einbildungen" anzuweisen."

„Und wenn es keine Einbildung wäre?"

„So sagen Sie mir klar und offen, was Sie haben, und ich will Ihnen klar und offen darauf antworten."

„Bah, es ist Unsinn, Doktor!" rief aber der Hauptmann, von seinem Stuhl wieder aufspringend, „blanker, baarer Unsinn, und muß mir jedenfalls im Blut liegen! Aderlassen und Schröpfen thäte da vielleicht gut."

„Sie weichen mir aus."

„Ich? — Nein; ich könnte Ihnen aber wahrhaftig nichts Bestimmtes angeben, oder ich müßte Ihnen sonst eine lang begrabene, vergessene und entsetzlich langweilige Geschichte vorher erzählen, wozu ich keine Lust und Sie keine Zeit haben. Was ich Ihnen da sagte, beruht auch mehr auf einem dunklen Gefühl, kann sogar noch immer Täuschung sein, weßhalb ich auch erst eine weitere Bestätigung abwarten will. Vielleicht vergeht es wieder."

„Wenn es aber nicht vergeht?" — Der Hauptmann sah den Doktor rasch und wie erschreckt an.

„Hören Sie, lieber Hauptmann, ich will Ihnen etwas sagen," fuhr da der Doktor, freundlich seine Hand auf dessen Arm legend, mit ernster, aber theilnehmender Stimme fort. „Ich bin Arzt und darf deßhalb aufrichtig und ehrlich mit Ihnen reden, ohne daß Sie meinen Worten einen andern Sinn unterlegen können."

„Sie machen eine lange Vorrede!"

„Weil ich Ihnen einen Rath geben will, der — Ihnen vielleicht nicht gefällt, den ich Ihnen aber trotzdem dringend ans Herz legen möchte. Doch ich will mich kurz fassen. Mit diesen Ideen und Phantasieen, die sich jetzt in Ihrem Geist festgesetzt haben, möchte ich Sie inständigst bitten — den Dreizehnern nicht wieder beizuwohnen."

„Doktor!" rief der Hauptmann und sein Gesicht wurde aschenbleich, „ich bin Offizier!"

„Mißverstehen Sie mich nicht," sagte der Doktor rasch. „Daß es Ihnen an persönlichem Muthe fehlt, irgend einem Gegner zu stehen, wäre ich der Letzte zu bezweifeln, denn ich gerade habe Gelegenheit gehabt zu sehen, wie kaltblütig Sie vor vier Jahren jenem höchst mißlichen Duell entgegen gingen und wie ehrenvoll Sie sich dabei benahmen; aber das hier ist etwas Anderes. Ist Ihr Geist einmal so aufgeregt, daß Sie sich schon jetzt mit solchen Gedanken herumtragen, so muß unsere muthwillige Gesellschaft die Stärke dieser Gefühle nothwendig noch vermehren. Durch unsern Scherz — sagen Sie dawider, was Sie wollen — sind wir jenem möglichen und von der Menge adoptirten Glauben an eine Geisterwelt feindlich, wenigstens trotzig entgegengetreten, und das können wir mit Leichtigkeit durchführen, so lange wir uns selber

diese Ueberzeugung wahren. Räumen Sie aber außerirdischen Mächten nur die geringste Gewalt über Ihren Geist ein, daß dieser sich nicht mehr vorurtheilsfrei bewegen kann, so gerathen Sie dadurch nicht allein in einen sehr mißlichen, nein auch sehr gefährlichen Conflikt, dem Sie sich nicht aussetzen dürfen."

„Aber glauben Sie ernstlich, Doktor, daß ich je daran denken könnte, mich dem albernen Aberglauben der Menge mit dem Dreizehnten anzuschließen?"

„Sie werden es allerdings nie, nicht einmal sich selber eingestehn, aber Ihre Seele ist nicht mehr frei. Die Ahnung an Ihren Tod im nächsten Jahr — wie anders können Sie es nennen als einen Aberglauben? Lassen Sie dann wirklich zufällig die Würfel für sich nachtheilig fallen und Sie haben in Ihrem Geist die Ueberzeugung, daß Ihr Gefühl wahr gesprochen, nur unrettbar befestigt."

„Und was thäte das?" meinte der Hauptmann finster. „Ich werde dem, was mir bevorsteht, fest und kaltblütig entgegengehen."

„Daran zweifle ich keinen Augenblick," versetzte der Arzt, „aber sagen Sie sich selber nur, welches trübe unbehagliche Jahr Ihnen dann bevorstände!"

„Nicht im Geringsten!"

„Leugnen Sie es, so viel Sie wollen, Sie würden

es mit dem besten Willen doch nicht ändern können. Eine solche „fixe Idee“ ist ein gar merkwürdig furchtbar Ding, und wir sollten sie um Gotteswillen nicht zu leicht — nicht zu leichtsinnig nehmen!“

Der Hauptmann war wie vorher mit raschen Schritten und fest verschränkten Armen im Zimmer auf und ab gegangen. Endlich blieb er wieder vor dem Doktor stehn und sagte:

„Lassen Sie mich ruhig meinen Weg gehn, Doktor, denn ich fühle mich dem, was ich übernommen habe, gewachsen. Uebrigens könnte ich nichts daran ändern, selbst wenn ich wollte. Träte ich jetzt von der Gesellschaft zurück, so erführen es jedenfalls meine Kameraden, und der Neckerei wäre kein Ende — und erführen sie es selbst nicht — ich möchte mir selber nicht den Vorwurf machen können, irgend einer Gefahr, und sei sie noch so eingebildet, ausgewichen zu sein.“

„Aber bester Hauptmann!“

„Reden Sie mir nicht dagegen, Doktor, so gut Sie es meinen. Ich bin fest entschlossen.“

„Dann allerdings wäre jedes weitere Wort nutzlos. In dem Fall aber thun Sie mir die Liebe und arbeiten Sie ernstlich an sich, dieses unseligen Gedankens los und ledig zu werden. Sie sagen selber, daß

es Unsinn sei; geben Sie sich auch Mühe, ihn als solchen zu betrachten. Der Zufall hat uns überdies schon jetzt zweimal einen wunderlichen Streich gespielt."

„Der Zufall? — Ja!" sagte der Hauptmann nachdenkend, „es kann nur ein Zufall gewesen sein! — Nein Doktor," unterbrach er sich aber plötzlich lachend, „sehn Sie mich nicht so besorgt an; die Sache ist lange nicht so schlimm, wie Sie denken. Diesem Zufall zum Trotz wollen wir wieder einen ganz fidelen Sylvester feiern, und dann doch einmal sehn, ob die todten Würfel noch einmal den Rechten treffen. Komisch bliebe es freilich immer."

„Mir kommt jetzt die ganze Sache beinahe vor," meinte der Doktor, „als ob wir mit uns selber Komödie spielten, denn während wir das Ganze sämmtlich für Thorheit halten, betreiben wir es doch so ernst als möglich. Aber es kann nichts weiter helfen; wir müssen es durchführen; die Stadt ist übrigens voll davon."

„Das ließ sich denken," bemerkte der Hauptmann gleichgültig, „und war nur Wasser auf ihre Kaffeemühlen. — Die ganze Gesellschaft geht doch wieder mit zur Leiche?"

„Dadurch bestätigen wir aber nur, daß er wirklich der Ausgewürfelte war."

„Bah, als ob das nicht schon ohnedies jedes Kind auf der Straße wüßte! Ueberdies würde unsere Gesellschaft doch wohl mit jedem Mitglied gehen."

„Sie haben recht," sagte der Doktor schnell. „Armer Vollberg, so jung und blühend, und so rasch dahingerafft! Ich fürchte, wir werden dieses Jahr keinen so fröhlichen Sylvester haben, wie der letzte war!" —

„Und warum nicht?" fragte der Hauptmann leichthin. „Wir tanzen jedenfalls wieder, und laden Sie nur ebenfalls fleißig Gäste ein. Voriges Jahr mußte ich ja alles allein besorgen, weil es eine Ueberraschung werden sollte. Besonders schaffen Sie Damen herzu; Herren werde ich schon genug mitbringen."

„Und wer wird für Vollberg eintreten?"

„Es haben sich heute schon vier Offiziere bei mir gemeldet," antwortete der Hauptmann. „Ich rieth ihnen, das Loos unter sich entscheiden zu lassen."

„Sehr gut, da wäre also unsere Gesellschaft rekrutirt."

„Haben Sie keine Angst," lachte der Hauptmann, „das Offizierkorps allein hält sie über Wasser, wenn uns alle Anderen fehlen sollten. Die Burschen sind ganz versessen auf das Geheimnißvolle unseres Trei-

bens. Apropos — das, was ich Ihnen vorhin gesagt, bleibt ebenfalls unter uns."

„Mein Wort darauf."

„Das genügt — und nun guten Morgen, Doktor — ich muß zur Parade."

Lieutenant Vollberg war beerdigt worden, und wieder rückte die Sylvesternacht heran, die unsere Freunde zum drittenmale als „Dreizehner" versammelte. Wider des Doktors Erwarten war aber Hauptmann von Hisko an dem Abend heiterer als je, und wenn ja ein trüber Geist früher seine Seele bedrückt haben mochte, schien derselbe an diesem Abend wenigstens völlig von ihm gewichen.

Zum Andenken des aus ihrer Mitte Geschiedenen wurden allerdings ein paar ernste Worte gesprochen, dann aber nahm die Unterhaltung auch augenblicklich wieder ihren gewohnten fröhlichen Gang, und die zwölfte Stunde rückte rasch heran. Wie im vorigen Jahr beschloß man indessen, das Auswürfeln vor allen fremden Elementen — den Kellnern — wieder geheim zu halten, und als die Würfel gebracht waren, mußten jene sich entfernen.

„Meine Herren,“ sagte da der Hauptmann, indem er den verhängnißvollen Becher in die Hand nahm, „ich habe die beiden vorigen Male den Anfang gemacht und kann mich auch eigentlich — wenn wir der Sache genau nachforschen wollen — als den Vater dieser ehrenwerthen Gesellschaft betrachten. Erlauben Sie mir also deßhalb, daß ich auch heute wieder beginne. Leider,“ fuhr er ernster werdend fort, „hat ein unglücklicher Zufall uns bis jetzt das Vergnügen versagt, des albernen Vorurtheils der Dreizehner lachen zu können, denn wie Sie wissen, sind die beiden wackeren Mitglieder unserer Gesellschaft, die in zwei aufeinander folgenden Jahren das Loos traf, viel zu früh für die Ihrigen — für uns, von hier abberufen worden. In diesem Jahr dürfen wir aber hoffen, das Versäumte nachzuholen, wonach sich die Gesellschaft dann mit dem erreichten Zweck: nemlich zu beweisen, daß von Dreizehnen nicht immer jemand sterben müsse — natürlich auflöst. Auf daß also dieses das letztemal sei, daß wir als Dreizehner hier zusammen kommen, schüttle ich die Würfel und wünsche nur, daß ich der Glückliche sein möge, der, wie er die Gesellschaft erschaffen hat, sie auch wieder triumphirend zerstört. Also Doktor, haben Sie Ihren Bleistift bei der Hand? denn keine Ausrufungen, meine

Herren, wenn ich bitten darf — die Thüren haben hier Ohren!"

„Es ist alles in Ordnung, Hauptmann, fangen Sie an!"

Der Hauptmann schüttelte den Becher und ein eigenthümliches Lächeln zuckte dabei um seine Lippen. Im nächsten Augenblick fielen die Würfel, und: — „Drei!" flüsterte fast unwillkürlich jeder leise vor sich hin.

Der Doktor warf einen ängstlich forschenden Blick auf den Hauptmann, und seinem scharfen Auge konnte die Todtenblässe nicht entgehn, die für einen Moment die Züge des Offiziers bedeckte. Aber es war auch wirklich nur ein Moment, denn lachend sagte Hisko gleich darauf:

„Das war ein vortrefflicher Wurf — ein Pasch! — Doktor, jetzt ist die Reihe an Ihnen."

Der Doktor nahm die Würfel und warf fünfzehn, aber er hatte den Bleistift neben sich hingelegt. Er brauchte nichts weiter zu notiren, denn den Hauptmann warf keiner von allen ab.

Kein Wort wurde mehr gesprochen, kein Laut gehört, und nur wie der letzte Wurf gefallen war, ging der Hauptmann zur Thür, riegelte sie auf, und plötz-

lich traten ein paar Kellner mit einem großen Korb Champagner ein.

„Der Korb, meine Herren," rief da der Hauptmann, „hat draußen den ganzen Abend im Schnee gestanden und ist vollkommen abgekühlt. Uebrigens enthält er nicht 25, sondern 26 Flaschen, und mit diesen „doppelten Dreizehnern" wollen wir jetzt, jeder mit zweien bewaffnet, in den Saal marschiren, wo uns unsere Gäste diesmal schon erwarten, denn heute genügt uns unsere Räumlichkeit nicht mehr."

„Aber Hauptmann!" riefen ein paar der Herren erstaunt aus, „Sie haben ja heute einen entsetzlich splendiden Tag!"

„Man soll ein gutes Werk nie aufschieben!" lachte aber der Hauptmann, „und ich denke, mit dieser Batterie werden wir unsere Hülfstruppen drüben von unserer Unbesiegbarkeit im Nu überzeugen!"

4.

In der ganzen Stadt war man am nächsten Tag der festen Ueberzeugung, daß die „Dreizehner" noch nie einen fröhlicheren Sylvester begangen hätten, als diesen. Das aber konnte den gesetzten weiblichen Theil der Bevölkerung nur in dem Richterspruch bekräftigen,

daß die „Dreizehner" noch nie weniger Ursache dazu gehabt hätten, und die ganze Gesellschaft ein klares und direktes „Gottesleugnen," ein „frevelhaftes Beginnen" von Anfang bis zu Ende sei und eben auch noch ein entsetzliches Ende nehmen müsse. Einige begriffen sogar nicht, daß die Polizei nur so etwas dulde; und dann noch zu springen und zu tanzen, wo das arme junge Blut, dessen Todesursache sie doch jedenfalls gewesen, kaum unter der Erde kalt geworden wäre!

Außerdem war der Ausgewürfelte wieder hartnäckig verheimlicht worden — aber diesmal hielt es die Gesellschaft nicht für schwer, ihn zu errathen, denn keiner hatte den ganzen Abend — trotz aller Mühe, die er sich zum Gegentheil gegeben — so ernst und oft zerstreut dreingeschaut wie — Doktor Malwitz. Selbst der Hauptmann in seiner Ausgelassenheit vermochte ihn nur auf Momente aus dieser trüben Stimmung aufzurütteln, und erst als er merkte, daß er die Aufmerksamkeit der übrigen Gäste auf sich zog, bezwang er sich gewaltsam und versuchte wenigstens heiter zu sein, wenn es ihm auch nicht gelang.

„Der arme Doktor!" flüsterten die Damen untereinander; „er hat die wenigsten Augen geworfen, und jetzt reut ihn gewiß der leichtsinnige Uebermuth. Es

ist ja doch auch nur ein Frevel, ein solches Spiel mit dem Schicksal zu treiben. Ich fürchte, ich fürchte, ehe das Jahr vergeht, werden wir die Gewißheit durch einen neuen Leichenzug bekommen!"

Ueber die Wahrheit ihrer Vermuthung waren die Leute übrigens vollständig einig, und schon am nächsten Tag lief in der Stadt das Gerücht von Mund zu Munde: „Doktor Malwitz sei für dieses Jahr der Todeskandidat der Dreizehner."

Der Doktor hörte natürlich sogleich davon, aber er widersprach nicht — es würde ihm auch nichts geholfen haben — sondern ließ die Leute eben reden, ging nach wie vor seinen Geschäften nach und zeigte in seinem Benehmen nicht die mindeste Veränderung. Aber den Neujahrsabend vergaß man ihm doch nicht, und wenn man ihm weiter nichts anmerken konnte, brachte er das Publikum nur zu dem Schluß: daß er die fatale Sache wie ein kluger Mann auf die leichte Achsel nehme.

Die Dreizehner selber wußten allerdings besser, wen das Loos getroffen, aber auch Hauptmann von Hisko benahm sich vollständig gleich, und doch hätte ein genauerer Beobachter wohl eine große Veränderung in seinem ganzen Wesen bemerken können. Einen solchen aber fürchtete er nur in dem Doktor,

und wich ihm, da er es selber fühlen mochte, sorgfältig aus.

Hauptmann von Hisko war in der That ein anderer Mensch goworden, und seine Untergebenen bemerkten das zuerst. Früher oft rauh, ja nicht selten hart, wenn auch nie ungerecht gegen sie, schien sich sein Charakter plötzlich auffallend gemildert zu haben. Er fluchte und schalt nicht mehr, und manchen Fehler, den er früher sicherlich nicht ungeahndet gelassen hätte, übersah er jetzt oder rügte ihn nur mit ein paar freundlich ernsten Worten. Die Unteroffiziere kannten ihren Vorgesetzten gar nicht wieder. Auch die Abende, die er früher fast stets in lustiger, oft wilder Gesellschaft verbrachte, widmete er jetzt mehr ernsteren Beschäftigungen. Er arbeitete fleißig und las viel auf seinem Zimmer, wobei er sich jedoch stets einschloß, und zog sich deßhalb mehr und mehr von seinen Kameraden zurück, ohne jedoch dabei im mindesten ein Kopfhänger zu werden. So frisch und kräftig sich aber auch vielleicht sein Geist befand, so sehr schien sein Körper unter solchem veränderten Leben zu leiden. Er magerte ab, und Leuten, die ihn in längerer Zeit nicht gesehen, fiel seine bleiche Gesichtsfarbe auf.

Den Sommer über hatte er, auf Anrathen seines Obersten, Urlaub genommen und ein Bad besucht,

und als er im August nach P. zurückkehrte, war der erste Bekannte, der ihm hier begegnete, Doktor Malwitz.

„Hauptmann, ich habe Sie in einer Ewigkeit nicht gesehen!“ rief ihm dieser freudig zu; „Sie waren verreist — in einem Bad, wie ich höre — aber — Sie sehen noch immer leidend aus!“

„Finden Sie, Doktor?“ lächelte der Hauptmann, ihm die Hand entgegenstreckend, die der Doktor herzlich schüttelte.

„Sie sehen in der That verändert aus,“ wiederholte dieser.

„Dann werde ich meine Lebensweise ändern müssen,“ entgegnete der Hauptmann, „denn ich habe in der letzten Zeit und besonders im Bad, zu angestrengt gearbeitet.“

„Sie sind das Stubensitzen nicht gewöhnt, und hätten das nicht thun sollen.“

„Allerdings nicht, denn ich bin in den letzten vier Monaten nur außerordentlich wenig ins Freie gekommen.“

„Dann ruiniren Sie aber Ihre Gesundheit mit Gewalt.“

„Ich hatte eine Arbeit vor, die ich gern beenden wollte.“

„Und sind Sie fertig damit?"

„Vollständig."

„Desto besser; so werfen Sie jetzt Ihr Dintenfaß oder Ihre Zeichenstifte in die Ecke und werden Sie wieder Mensch. Ein solch unnatürliches Leben sagt keiner Constitution zu, und wäre sie die kräftigste, also auch nicht der Ihrigen."

„Ich werde Ihrem Rath folgen, Doktor," nickte der Hauptmann und wandte sich zum Gehen, blieb aber plötzlich wieder stehn und sagte: „apropos, wie hat sich denn unser Dreizehner-Klub den Sommer über gehalten, denn bei zwei Versammlungen konnte ich nicht erscheinen. Mein Stellvertreter, der Hauptmann Mosen, war doch pünktlich?"

„Er hat uns nicht im Stich gelassen," versicherte der Doktor, „wir sind, trotzdem daß mehrere unserer eigentlichen Schaar gefehlt, jedesmal vollzählig gewesen."

„Vortrefflich! Also auf Wiedersehen in der nächsten Versammlung."

Der Hauptmann schritt die Straße hinab, und der Doktor wollte ihm im Anfang noch einmal nach. Er hätte ihn so gern gefragt, wie er der früher gegen ihn erwähnten Gedanken Herr geworden — und ob

er ihrer Herr geworden wäre — aber er wagte es nicht. Es blieb immer besser, etwas nicht mehr zu erwähnen, das, vielleicht unnützer Weise wieder frisch ins Leben gerufen, auch auf's Neue Macht und Gewalt über den Mann gewinnen konnte. Hatte er es vergessen, desto besser; wo nicht, stand er ihm jetzt doch ebenso wenig Rede wie in früherer Zeit.

So verging der Sommer, der Herbst. Die Gesellschaft kam regelmäßig zusammen, und wo man sich früher nur mit mehr oder weniger geistreichen Gesprächen unterhalten hatte, begann die Gewohnheit ihr Recht auszuüben. Die Versammlung der Dreizehner wurde an den Abenden inmitten des Jahres, besonders als sich die Tage kürzten, in ein Lokal verlegt, in dem sich ein Billard befand. Zugleich arrangirten sich ein paar Whistpartieen, und wäre es nicht die zur bestimmten Zeit vorgenommene Zählung der Mitglieder gewesen, die jedesmal wieder an ihren eigentlichen Zweck erinnerte, würde man bald ganz vergessen haben, weßhalb man sich hier eigentlich so regelmäßig versammelte.

So kam wieder der December heran, und die Damen eines gewissen Alters in der Residenz, die sich jetzt wieder besonders lebhaft für den nahen Sylvester und die Dreizehner interessirten, fingen an, die

ernsthaftesten Besorgnisse einer nächstens getäuschten Erwartung zu hegen.

Von den Dreizehnern verrieth nemlich niemand die geringsten Symptome irgend einer lebensgefährlichen Krankheit, die bei dem kurz gegebenen Zeitraum schon hätte zu einer galoppirenden Schwindsucht ausarten müssen, um noch zur rechten Zeit zu enden. Doktor Malwitz besonders hatte in seinem Leben nicht besser und wohler ausgesehn und war nie heiterer gewesen, und das Schlimmste: er schien alle Ursache dazu zu haben.

Weihnachten war vorüber; in der Stadt folgte sich Ball auf Ball, die ewig langen Nächte kürzend und mit der Lichterpracht zu Tagen wandelnd. Sylvester kam, und der Doktor zog sich eben an, in die Gesellschaft zu gehn — die letzte der Dreizehner, denn sämmtliche Mitglieder befanden sich wohl und munter — als sein Diener den Hauptmann von Hisko meldete, der den Herrn Doktor einen Augenblick zu sprechen wünschte.

„Willkommen, willkommen!" rief ihm dieser, die Thür aufreißend, fröhlich entgegen. „Nun, mein bester Hauptmann, wie steht es mit Ihren Ahnungen vom vorigen Jahr?"

„Gut, Doktor," sagte der Hauptmann, indem er

ins Zimmer trat und seine Mütze auf den Tisch warf, „sehr gut. Aber — kann ich ein paar Worte mit Ihnen allein reden?“

„Mit mir? — Gewiß!“ versetzte der Doktor, den erschreckten Blick fest auf den Offizier gerichtet. — Der Mann sah todtenbleich aus und die großen Tropfen standen ihm auf der kalten Stirn. „Franz, du kommst nicht eher wieder herein, bis ich klingle.“

Der Hauptmann warf sich in einen Stuhl und sah still vor sich nieder; kaum aber hatte der Diener das Zimmer verlassen, als der Doktor rasch auf den Freund zutrat und ohne ein Wort zu sagen seinen Puls ergriff. Der Hauptmann sah lächelnd zu ihm auf.

„Was haben Sie?“ fragte er endlich.

„Das möchte ich Sie fragen, erwiderte der Arzt. „Hisko, Sie sehen mehr einem Todten als einem Lebenden ähnlich! Was um Gotteswillen ist Ihnen begegnet?“

„Begegnet?“ wiederholte der Hauptmann und warf einen raschen, fast scheuen Blick auf den Arzt. Aber ebenso schnell wieder gesammelt, fuhr er lächelnd fort: „was soll mir begegnet sein, Doktor?“

„Das frag' ich Sie!“ drängte aber Malwitz. „Sie hintergehn mich nicht, Hisko; es ist Ihnen etwas ganz Außerordentliches geschehn.“

„Und wenn Sie recht hätten?“ sagte der Hauptmann leise; „aber,“ setzte er wieder mit dem vorigen Gleichmuth hinzu, „wie finden Sie meinen Puls?“

„So regelmäßig und ruhig wie den meinen, doch das ist kein Beweis. Sie haben eine gewaltige — gefährliche Macht über sich — über Ihren Körper wenigstens. Ihr Puls ist nicht von Ihrem Geist abhängig. Aber reden Sie. Meine Worte können nur Vermuthungen sein; die Ihrigen sollen mir Gewißheit geben. Was führt Sie in dieser Stunde zu mir her? Was wollen Sie allein mit mir besprechen?“

„Allein?“ fragte der Hauptmann wie erstaunt, „habe ich verlangt, Sie allein zu sprechen? Das muß jedenfalls in Gedanken geschehen sein, denn von einem Geheimniß weiß ich nichts. Nur einen Brief wollte ich Ihnen übergeben, den ich Sie bitten möchte, erst morgen zu erbrechen.“

„Einen Brief an mich?“ sagte der Arzt erstaunt.

„An Sie,“ bestätigte der Hauptmann, „aber Sie geben mir Ihr Wort, daß Sie ihn erst morgen aufbrechen; Sie bekommen ihn nur unter dieser Bedingung.“

„Der ich mich dann natürlich fügen muß, erwiderte der Arzt. „Aber Hisko — haben Sie mir weiter nichts zu sagen?“

„Ich? — Nein — nicht daß ich wüßte? Weßhalb fragen Sie das?"

„Sie sind krank; Ihr Aussehen wenigstens verräth, daß etwas mit Ihnen nicht in Ordnung ist."

„Und doch fühle ich mich vollkommen wohl."

„Das freut mich herzlich aus Ihrem Munde zu hören, wenn auch Ihr Gesicht nein dazu sagt. Doch, bitte, warten Sie hier nur einen Augenblick auf mich, bis ich mich fertig angezogen habe; wir gehen nachher gleich zusammen in die Gesellschaft."

„Sie werden mich noch vorher einen Moment entschuldigen müssen, bester Doktor," entgegnete der Hauptmann, „denn ich habe vorher ein Versprechen einzulösen."

„Ein Versprechen?"

„Ja."

„Und kann ich Sie nicht begleiten?"

„Nein."

„Aber es ist schon neun Uhr vorbei."

„Das schadet nichts. Was ich noch zu thun habe, ist in einer Viertelstunde abgemacht, und meine Geschäfte sind dann für dieses Jahr besorgt."

„So erwarte ich Sie in unserer letzten Versammlung der Dreizehner," sprach der Doktor, „denn ich

gedenke heut Abend den Antrag auf Auflösung unserer Gesellschaft zu stellen."

„Wirklich?"

„Nun Sie wissen doch selber, was wir Beide darüber beschlossen haben, sobald wir uns mit Ehren zurückziehen können!"

Der Hauptmann schwieg einen Augenblick, dann sagte er leise und nachdenkend: „Es ist und bleibt doch eigentlich ein wunderbares Zusammentreffen, daß jetzt drei Jahre hinter einander der Ausgewürfelte den nächsten Sylvester nicht erleben sollte!"

„Drei? — Zwei nur — heute ist der dritte und wir leben alle!"

„Zwei? — Sie haben recht; Selig und Vollberg! Also guten Abend, Doktor. Vergessen Sie den Brief nicht."

„Ich werde ihn auf meinen Schreibtisch legen, und er soll das erste sein, was ich morgen früh lese."

Der Hauptmann nickte ihm zu, stand auf, nahm seine Hand, die er wohl eine halbe Minute lang fest in der seinen hielt, und verließ dann langsam das Zimmer.

„Wunderlicher, wunderlicher Mensch!" murmelte der Doktor leise vor sich hin, als der Hauptmann die Thür hinter sich zugemacht. „Ich fürchte fast, seine

geworfene Drei hat ihm das ganze Jahr über manche böse Stunde gemacht. Doch jetzt hat er es bald überstanden, und ich bin wahrlich selber froh, daß wir die unangenehm werdende Geschichte hinter uns haben. Nun müssen die alten Klatschschwestern im Orte wohl den Mund halten, denn wir haben ihnen bewiesen, daß wir das, was wir begonnen, auch im Stande waren durchzuführen. Neugierig bin ich übrigens, was in dem Brief steht; wahrscheinlich ein Geständniß seiner damaligen fixen Idee, die er hatte, und die er sich jetzt scheut, mir mündlich und Auge in Auge einzugestehen. Nun, für den Arzt bleibt es immer ein interessanter Beitrag zu seinen Seelenstudien, denn darin lernen wir nicht aus." Mit den Worten legte er den Brief auf seinen Schreibtisch, klingelte seinem Diener und beendete dann rasch seinen Anzug, um im Gesellschaftslokal der Erste zu sein und noch einige nothwendige Anordnungen treffen zu können.

Dort fanden sich mit dem Schlag zehn Uhr auch sämmtliche Mitglieder rasch nach einander ein. Nur Hauptmann von Hisko fehlte noch und Doktor Malwitz entschuldigte ihn, da ihn das abzumachende Geschäft wahrscheinlich etwas länger aufgehalten hatte, als er anfangs geglaubt.

Aber es schlug elf und er war noch immer nicht

da, und Malwitz erfaßte, er wußte selber nicht recht warum, eine eigene Unruhe. Die Uebrigen theilten aber seine Besorgniß nicht, ja ahnten sie nicht einmal, denn mehrere hatten den Hauptmann noch an demselben Nachmittag frisch und gesund gesehn. Herr Merz stellte sogar die Vermuthung auf, daß sich der Hauptmann, als Ausgewürfelter, wahrscheinlich einen Scherz machen und pünktlich mit dem Schlage zwölf erscheinen wolle. Durch dieses Warten wurde jedoch die Gesellschaft auffällig gestört und unruhig gehalten, und es wollte kein rechtes Leben in die Versammlung kommen.

Um halb zwölf Uhr brachte der Oberkellner wie gewöhnlich den Würfelbecher herein und stellte ihn auf den Tisch.

„Halloh, die Würfel!“ rief Herr Merz, „ich dachte, Doktor, wir sollten die heute nicht mehr brauchen!“

„Hoffentlich nicht,“ versetzte Malwitz; „der Kellner wußte aber noch nichts davon. Wie viel Uhr haben wir?“

„Eben schlägt es drei Viertel.“

In diesem Augenblick fiel der Becher, der scharf auf die Tischkante gestellt gewesen war, um und die Würfel rollten auf den Boden. Einer der Kellner sprang hinzu, sie aufzuheben.

„Halt!“ rief aber Assessor Holler, „erst wollen wir einmal sehn, was der Zufall, der doch bei dieser ganzen Geschichte unser Bundesgenosse gewesen, hier geworfen hat. Ein Licht her!“

„Dort liegen zwei Einer,“ sagte Herr Merz, der eines der Lichter vom Tisch genommen hatte und damit auf den Boden leuchtete.

„Und hier liegt der dritte — beim Himmel!“ rief von der Bielden, „des Hauptmanns Wurf! Drei!“

„Ein Herr ist draußen, der Herrn Doktor Malwitz zu sprechen wünscht!“ meldete in diesem Augenblick einer der Kellner einen Fremden.

„Jetzt?“ rief aber Herr Merz; „vor zwölf Uhr dürfen Sie nicht fort, Doktor, und wenn es ein Kranker wäre!“

„Es ist ein Offizier,“ bemerkte der Kellner, „der im Auftrag des Herrn Hauptmanns von Hisko kommt.“

„Von Hisko?“ rief Malwitz erschreckt; „bitte, meine Herren, entschuldigen Sie mich einen Augenblick! Ich bin gleich wieder bei Ihnen!“ Und mit den Worten war er schon aus der Thür.

Dort, im Vorzimmer, traf er, wie der Kellner gemeldet hatte, einen Offizier, der auf ihn zukam und sagte:

„Mein Herr Doktor, Sie müssen mir heute Abend

schon als unfreiwilligem Eindringling den Zutritt in Ihre Gesellschaft gestatten. Ich bin der Hauptmann von Holzenstein und komme in dem direkten und sehr dringenden Auftrag meines Freundes, des Hauptmann von Hisko, der mich aus einer Gesellschaft heraus auf eine Stunde gepreßt hat, sein Stellvertreter bei den Dreizehnern zu sein."

„Und warum kommt der Hauptmann nicht selber?" fragte der Doktor rasch. „Deuten Sie mir die Frage nicht übel, Herr Hauptmann, aber Sie wissen nicht —!"

„Bitte, machen Sie keine Umstände!" lächelte der Offizier. „Näheres kann ich Ihnen aber selber nicht sagen, denn ich habe Hisko nicht gesprochen, sondern erhielt nur eben diese Zeilen."

Mit diesen Worten überreichte er dem Doktor einen offenen Brief, der nur eben die Worte enthielt: „Lieber Holzenstein, ich bitte Dich dringend, augenblicklich in das Hotel de Pologne und in den Saal der Dreizehner zu gehen, um dort meine Stelle nur auf eine Stunde auszufüllen. Wir haben uns gegenseitig unser Wort gegeben, die Gesellschaft nicht unvollzählig zu lassen, und Du wirst mir diese Freundschaft erweisen. Ich rechne fest darauf.

Dein Hisko."

„Nach diesem Brief," sagte da der Doktor, „haben wir Sie, Herr Hauptmann, also heut Abend als den Unseren zu betrachten, und ich bitte Sie nun näher zu treten."

„Und wird heute Abend wieder der Dreizehnte ausgewürfelt?"

„Hat Ihnen denn Hauptmann von Hisko gar nichts weiter sagen lassen?" forschte der Doktor statt einer Antwort zurück.

„Nicht ein Wort, als was Sie hier selber gelesen haben!"

„Dann werden wir allerdings wieder würfeln müssen!" meinte der Arzt leise, und mehr mit sich selber, als zu dem Fremden redend. „Aber bitte, kommen Sie, ich habe Sie schon länger als recht hier im Vorzimmer aufgehalten."

Mit wenigen Worten führte er jetzt Hauptmann von Holzenstein in der Gesellschaft ein, dann aber einen der Kellner bei Seite nehmend, flüsterte er ihm zu: „Wissen Sie, wo Hauptmann von Hisko wohnt?"

„Ja wohl, Herr Doktor! Gleich in der nächsten Straße, kaum zweihundert Schritt von hier!"

„Gut! Wollen Sie mir den Gefallen thun und einmal so rasch Sie können hinüber springen?"

„Ich weiß nur nicht, ob ich Zeit habe."

Der Doktor drückte ihm ein Stück Geld in die Hand.

„Oh bitte, Herr Doktor! Nun ich denke, die paar Minuten werde ich schon abkommen können!"

„Das Haus werden Sie in der Sylvesternacht wohl noch offen finden!"

„Und was soll ich dort?"

„Fragen Sie nur, ob Hauptmann von Hisko zu Hause ist, und bringen Sie mir gleich die Antwort."

„Sehr wohl, Herr Doktor! Ich bin in fünf Minuten wieder da."

Der Kellner verschwand aus der Thür und der Zeiger der Uhr deutete nur noch wenige Minuten vor Zwölf. Wenn auch die Gesellschaft im Anfang durch das Ausbleiben ihres alten Mitgliedes, der an diesem Abend gerade die Hauptperson war, in etwas gestört schien, nahm doch das scheidende Jahr für den Augenblick ihre Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch, um jetzt gerade an etwas Anderes denken zu können.

Die große dampfende Punschbowle war wie gewöhnlich hereingeschafft, die Gläser wurden gefüllt, aber noch nicht geleert, und die Männer standen erwartungsvoll auf den Schlag der bedeutenden Stunde harrend.

Da wurde die Thür aufgerissen und der Kellner,

den der Doktor in Herrn von Hisko's Wohnung gesandt hatte, stürzte athemlos herein.

„Herr Doktor!"

„Was ist geschehen?"

„Der Hauptmann von Hisko —!"

„Was ist? — Um Gotteswillen!"

„Mit dem Schlag drei Viertel auf zwölf hat er sich erschossen!" — —

In diesem Augenblick hob die Uhr aus; von dem alten Schloß fiel dröhnend der erste Kanonenschuß, vom Thurm drangen die Töne des Chorals herüber und mit dem Schlag der Uhr jubelten sich auf der Straße die Leute ihr fröhliches Prost Neujahr, Prost Neujahr! zu. In dem Saal der Dreizehner aber wurde keine Silbe laut; sprachlos, starr vor Schrecken standen die Männer, den kaum verhallten Unglücksworten lauschend. Kein Glas hob sich dabei, kein Wunsch wurde laut, denn mitten zwischen den Erschreckten stand der Tod.

Doktor Malwitz faßte sich zuerst wieder. Er fühlte, daß etwas geschehen mußte, diesen bösen Zauber zu brechen, und sein Glas ergreifend, sagte er mit leiser, aber fester Stimme:

„Dem armen Hisko! — Daß er dort die Ruhe finde, die er hier umsonst gesucht!"

Schweigend hoben die Männer ihre Gläser und schweigend leerte jeder das seine bis auf den letzten Tropfen.

„Und war Hisko der Dreizehnte des letzten Jahres?“ fragte da endlich mit eigenthümlich bewegter Stimme Hauptmann von Holzenstein.

„Er war es!“ erwiderte der Doktor, „und Gott nur weiß, welcher unselige Wahn den sonst so unerschrockenen Mann zu diesem verzweifelten Schritt getrieben!“

„Und haben Sie keine Ahnung, was ihn dazu bewogen haben könnte?“

„Der entsetzliche Fall kommt mir so unerwartet wie Ihnen,“ versetzte Malwitz, „aber noch heut Abend war Hisko bei mir, allerdings in einer, wie mir schien, geistigen Aufregung, aber sonst körperlich vollkommen ruhig, und hinterließ mir einen Brief, den ich erst heute erbrechen sollte. Daß er einen solchen Entschluß gefaßt, konnte ich natürlich nicht vermuthen.“

„So lassen Sie den Brief holen!“ drängte von Holzenstein.

„Noch weiß ich nicht, ob er für die Oeffentlichkeit bestimmt ist,“ entgegnete aber der Doktor. „Und jetzt, meine Herren, liegt uns außerdem eine andere Pflicht ob.“

„Eine Pflicht?“

„Den Dreizehnten für dieses Jahr zu würfeln,“ sagte der Doktor ruhig.

„So wollen wir es nicht aufgeben?“ fragte Herr Merz.

„Wir dürfen nicht!“ lautete aber die bestimmte Antwort. „Die Gründe wissen Sie selber so gut wie ich. Oberkellner, Sie haben wohl die Güte, Ihre Leute zu entfernen!“

Das Zimmer war von den Kellnern geräumt, keiner der übrigen Männer sprach ein Wort, und nur Hauptmann von Holzenstein bat, daß er als Neueingetretener beginnen dürfe. Der Doktor reichte ihm den Becher, und der Hauptmann warf neun. Vier oder fünf Andere warfen nach ihm höhere Zahlen, bis die Reihe den Doktor Malwitz traf. Der Doktor warf sieben; Merz nach ihm den höchsten Pasch, achtzehn, und der Letzte, Herr von der Bielden, elf.

Der Doktor hatte die gefallenen Augen auf dem vor ihm liegenden Blatt notirt und folgte mit fast ängstlichen Blicken den rollenden Würfeln. Wie aber die letzten elf Augen auf dem Tisch lagen, sagte er fast unwillkürlich und halblaut: „Gott sei Dank — mein Wunsch ist erfüllt!“

„Ich wollte lieber, das Loos hätte mich getroffen!“ erwiderte von Holzenstein.

„Es ist so besser!“ nickte ihm freundlich der Doktor zu, „und großes Unglück wäre wahrscheinlich verhütet, hätten sich mir die Würfel im vorigen Jahre weniger günstig gezeigt!“

„Und unser Ball jetzt?“

„Geht fort, nach wie vor,“ sagte ruhig Malwitz. „Der Fall ist schmerzlich genug, um uns wohl vor uns selber zu rechtfertigen, wenn wir ihn durch stille Trauer feierten, aber die Welt braucht nicht zu wissen, wie tief er uns berührt. In den Saal, meine Herren, in den Saal! Der Dreizehnte ist gestorben — der Dreizehnte soll leben!“

5.

Die Gesellschaft war dort wie gewöhnlich versammelt, aber schon hatte sich im Saal das Gerücht von dem unerklärlichen Selbstmord des Hauptmanns verbreitet, und das Musikkorps saß still an seinen Instrumenten, während die Gäste bestürzt in einzelnen Gruppen beisammen standen. Die Dreizehner selber versuchten jetzt allerdings den trüben Geist zu zerstreuen, der die Gesellschaft in seinen Banden hielt,

aber es war nicht möglich. Die Damen weigerten sich, in einem solchen Augenblick zu tanzen, die Musik wurde entlassen, und eine Stunde später schon brach man auf, um diesen ernsten Beginn des neuen Jahres womöglich zu verschlafen.

Der Doktor Malwitz suchte aber noch nicht seine eigene Heimat auf, sondern ging erst zu Hisko's Wohnung hinüber. Das Haus war noch belebt — Menschen standen davor und Einzelne verließen das Haus, Andere stiegen mit langsam leisen Schritten die Treppe hinauf. Ihn selber drängte es ihnen zu folgen und den Freund zu sehen, aber ein unwillkürlich scheues Gefühl hielt ihn davon zurück. Er wagte es nicht, die Wohnung dessen zu betreten, bei dem es ihm war, als ob er eine Schuld an seinem Tode trüge, und mit einem recht wehen Gefühl in der Brust schritt er zu seiner eigenen Behausung zurück.

Dort angekommen, war es sein Erstes den Brief zu erbrechen, den der Unglückliche für ihn zurückgelassen, und mit einem eigenen Grausen las er die vor wenigen Stunden erst niedergeschriebenen Zeilen eines Mannes, der sich schon damals, als er sie schrieb, wie einen Todten betrachtete. Sie lauteten:

„Lieber Doktor, wenn Sie diese Zeilen lesen, hat sich mein Schicksal erfüllt und ich bin nicht mehr, —

und warum? — Fragen Sie jene dunklen geheimnißvollen Mächte, die uns, wenn auch meist unsichtbar, doch unseren feineren Sinnen nur zu fühlbar umschweben. Ich mußte fort, und kein Gott könnte mich länger auf dieser Erde zurückhalten.

„Die Beweggründe dazu liegen weit zurück. Sie wissen, daß ich den belgischen Befreiungskrieg mitmachte. Im belgischen Heer hatte ich einen Freund, einen jungen Offizier, wie ich selber damals war, und wir Beide glaubten, daß unsere Freundschaft nur durch den Tod gelöst werden könnte. In jugendlicher Exaltation schwuren wir uns da, daß der, der zuerst von dieser Erde abgerufen würde, den Anderen rufen solle, wenn er dort drüben in jenem räthselhaften Jenseits nicht ohne ihn bestehen könne. Dreimal solle er in dem Fall die Mahnung an den Ueberlebenden richten und dieser ihr an dem nemlichen Tag, an dem er sie zum drittenmal erhielt, folgen. So lautete unser Eid.

„Unsere Freundschaft endete aber schon auf dieser Erde. — Wir liebten Beide ein Mädchen, das aber ihn bevorzugte. In einem Anfall von Verzweiflung forderte ich den Freund, und was er auch thun mochte mich zu beruhigen, blieb erfolglos. Er mußte sich mit mir schlagen, und der Unglückliche — fiel von meiner Hand.

„Der Krieg war beendet und ich floh aus Belgien, aber die Erinnerung an jene That — die Reue — folgte mir, bis die alles lindernde Zeit endlich den Schmerz über das Geschehene, wenn auch nicht ganz vertilgte, doch wenigstens abstumpfte. Unser einander gegebenes Versprechen hatte ich lange schon vergessen.

„Erinnern Sie sich jenes Abends, an dem ich Ihnen sagte, daß ich im nächsten Jahr der Dreizehnte sein würde? — In jener Zeit war mir der durch meine Hand gefallene Freund zum erstenmal erschienen und mahnte mich an den früher geleisteten Schwur. Sechs Monate später erschien er mir zum zweiten- und heute, mit der Dämmerung, zum drittenmale. So darf ich denn nicht länger säumen, denn ich habe mein Wort gegeben; ich muß den Schwur halten. Glauben Sie aber nicht, daß ich mit Widerstreben von hier gehe. Des Freundes Tod lag wie ein schwer Gewicht die langen Jahre durch auf meiner Seele, und nur durch den eigenen darf ich hoffen ihn zu sühnen. — Gott gebe mir Frieden.

„Leid thut es mir, recht leid, Ihnen gegenüber gerade der sein zu müssen, der das Vorurtheil gegen unsere Gesellschaft, anstatt es zu zerstören, noch auf ein volles Jahr nur mehr bestärken hilft, aber — ich kann nicht anders; ich muß fort — muß heute fort.

Für einen Stellvertreter habe ich indeß gesorgt. Leben Sie wohl, grüßen Sie die Freunde und — urtheilen Sie nicht zu scharf über einen Unglücklichen, der vielleicht gern noch länger zwischen Ihnen gelebt hätte, dem „Ruf in die Heimat" aber folgen muß. Leben Sie wohl! — Der Ihre

Acht Uhr Abends. Curt von Hisko."

Der Brief war jedenfalls kurz vorher geschrieben, ehe ihn der Hauptmann selber überbrachte, und wenn gleich nur kurze Zeit nach der vermutheten Erscheinung entworfen, verrieth kein Zug der festen Hand, daß der Schreiber auch nur im mindesten bewegt gewesen wäre. Der Hauptmann war dem Tod ruhig und selbstbewußt entgegen gegangen, und tief erschüttert legte der Doktor den Brief, nachdem er ihn wieder und wieder durchgelesen, bei Seite.

Die ganze Nacht aber ging er mit sich zu Rathe, ob er ihn für sich behalten oder der Oeffentlichkeit übergeben solle, und mußte sich endlich zu dem letzteren entschließen, da der Hauptmann sonst vielleicht in P. als gewöhnlicher Selstmörder behandelt wäre.

Die obere Militärbehörde, der er ihn am nächsten Morgen vorlegte, erkannte denn auch in ihrer nächsten Sitzung, daß hier eine momentane Geistesstörung des Unglücklichen vorliege, die „vielleicht ihren

Grund in dem frevelhaft mit dem Schicksal getriebenen Spiele habe," der aber auch andere, in dem Brief angedeutete Ursachen zum Grunde liegen konnten. — Der Hauptmann wurde deßhalb am dritten Morgen mit allen ihm gebührenden militärischen Ehren zu Grabe gebracht — aber die „Dreizehner" hörten deßhalb nicht auf, sich regelmäßig zu versammeln, ja Doktor Malwitz betrieb jetzt, da er sich selbst als Auserwählten wußte, die ganze Sache mit weit größerem, freudigerem Eifer als vorher.

Und Monat nach Monat verging wieder, ohne daß Einer der Gesellschaft irgend bedenklich erkrankt wäre, indeß der Doktor unermüdlich seinen Berufspflichten nachging. Selbst der December rückte wieder langsam heran, und mit ihm der Todestag des armen Hisko, der entscheidende Sylvester.

An dem Nachmittag traf Herr Merz den Doktor auf der Straße und sagte, sich an seinen Arm hängend: „Lieber bester Doktor, Sie werden uns doch heute keinen Streich spielen?"

„Ich, mein bester Merz? In welcher Art?"

„Nun — Sie wissen wohl — wie der arme Hisko!"

„Haben Sie keine Furcht!" lachte aber der Doktor über die Besorgniß, „ich befinde mich geistig wie

körperlich vollkommen wohl und sehne mich nach keiner gewaltsamen Veränderung. Aber Einer wird heute Nacht doch sterben müssen!"

„Einer? Wer?" rief Herr Merz bestürzt.

„Nun der Bund der Dreizehner," lächelte der Doktor. „Sie brauchen deßhalb nicht so zu erschrecken."

„Und wissen Sie, Doktor," sagte da Herr Merz, indem er stehen blieb und den Doktor ansah, „daß mir Ihre so ominös klingenden Worte eben in alle Glieder geschlagen sind? Aber bei dem, den Sie eben genannt haben, will ich mit aufrichtigem Vergnügen zu Grabe gehn!"

„Sie sind des Bundes müde?"

„Herzlich! Wir hatten uns, aufrichtig gestanden, doch eine schmähliche Ruthe aufgebunden!" —

„Also wenn ich heute Abend um zwölf Uhr noch lebe —."

„Machen Sie keinen solchen Scherz!" unterbrach ihn rasch der Freund. „Uebrigens — beabsichtige ich mich diesmal sicher zu stellen und Ihnen bis zum Beginn der Versammlung nicht mehr von der Seite zu gehn."

„So besorgt sind Sie um mich?"

„Aus reinem Egoismus!" lachte Herr Merz;

„verlassen Sie sich aber darauf, daß ich Ihnen heut Abend nicht mehr von der Seite weiche!“

„Gut!“ lachte der Doktor, „dann müssen Sie aber mit mir vor allen Dingen noch ein paar Patienten besuchen und nachher zum Abendbrod gehn.“

„Das erstere — ja,“ sagte Merz, „für das letztere hat meine Frau schon gesorgt und erwartet uns.“

„Also Ihrer Frau Gemahlin verdanke ich diese Aufmerksamkeit?“

„Hm — nun ja, aber — lassen Sie sich nichts merken! Und heute Nacht wird dann flott getanzt.“

„Wir können den Damen kaum zumuthen wieder so spät noch zu erscheinen,“ meinte Malwitz.

„Ist auch gar nicht nöthig,“ sagte Herr Merz bestimmt. „Wir Dreizehner haben uns herausgebissen, und wenn ich Sie nur, als Ausgewürfelten, heute Abend gesund und wohl einliefere, sind wir an unsere Zahl nicht mehr gebunden. Ich habe übrigens schon die ganze Herren- und Damengesellschaft auf acht Uhr Abends in das Hotel de Pologne geladen. Die trüben Erinnerungen soll der Böse holen!“

„Das heißt die Gesellschaft allerdings gewaltsam sprengen!“ lächelte der Doktor, „aber Sie haben vielleicht recht, und unser Zweck ist ja mit dem heutigen Abend erfüllt.“

„Und Sie gehen mir, bis wir zur Gesellschaft kommen, nicht durch?“

„Meine Hand darauf; ich bleibe bei Ihnen, ja kann sogar meine Patienten heute Abend sich selber überlassen. Sind Sie das zufrieden?“

Herr Merz schlug in die dargebotene Rechte, faßte dann den Doktor wieder unter dem Arm, um ihn so viel sicherer zu haben, und schritt mit ihm die Straße hinab, der eigenen Wohnung zu.

Um acht Uhr, wie die Einladungen gelautet, fanden sich denn auch die Gäste im großen Saale des Hotels ein, und es wurde flott und fröhlich getanzt, bis der Zeiger der Mitternachtsstunde nahe rückte. Da, als die Kellner die Punschgläser herumgereicht, als die Schüsse erdröhnten und alles jetzt um Doktor Malwitz herdrängte — denn Merz hatte kurz vor zwölf Uhr verrathen, daß er der Ausgewürfelte gewesen — um ihm nicht die Glückwünsche für das nächste, sondern für das verlebte Jahr zu bringen, da hob der Doktor sein Glas hoch empor und rief mit lauter, fröhlicher Stimme:

„Lieben Gäste und Freunde, unsere Gesellschaft hat allerdings die unternommene gute Absicht, einem tollen Volksaberglauben entgegen zu arbeiten, schwer empfinden müssen, da uns der böse Zufall drei brave

wackere Freunde nach einander nahm. Ich selber war der letzte Ausgewürfelte, der absichtlich herausgesuchte Dreizehnte der Gesellschaft, der jenem Aberglauben nach die jetzige Stunde nicht mehr hätte erleben dürfen. Wie Sie aber sehen, befinde ich mich trotzdem wohl und gesund, und Sie alle werden uns nun, mancher entgegengesetzten Prophezeiung zum Trotz, bezeugen können, daß mit einem Todesfall aus Dreizehnen das Schicksal selber weiter nichts zu thun hat. Daß ein Dreizehnter sterben kann, läßt sich allerdings nicht leugnen, daß er aber nicht sterben muß, haben wir hiermit bewiesen.

„Vertrauungsvoll überlassen wir es jetzt den verschiedenen Kaffeegesellschaften, meine verehrten Damen, das Passende oder Unpassende unserer bestandenen Gesellschaft zu besprechen. Nach vorhergegangener Uebereinkunft sind wir nemlich gesonnen, die Gesellschaft der Dreizehner, die somit ihren Zweck erfüllt hat, aufzulösen. Die Gesellschaft besteht deßhalb nicht mehr, und wir ziehen uns hiermit als emeritirte Dreizehner in das bürgerliche Leben zurück."

„Und sie wollen nicht mehr würfeln?" fragte halblaut ein junges, dadurch etwas enttäuschtes Dämchen, das heute den ersten Ball besuchte, fuhr aber

erschreckt und verlegen zurück, als sie merkte, daß ihre Frage gehört war und der Doktor freundlich sagte:

„Nein, mein schönes Fräulein! Das wollen wir allerdings nicht, so leid es mir thut, Ihnen vielleicht damit ein Vergnügen zu rauben. Aber tanzen wollen wir, tanzen ins neue Jahr hinein, und hoffentlich zeichnen sich die Dreizehner dabei besonders aus, um unseren Gästen zu beweisen, daß wir alle noch frisch auf den Füßen sind. Also vorwärts, meine Herren vom Orchester! Ihre Instrumente sind gestimmt, denn wenn wir auch aufgehört haben Dreizehner zu sein, freuen wir uns doch, daß wir noch dreizehn sind, und haben viel vom vorigen Jahre nachzuholen."

Mit den Worten warf er den Arm empor, jubelnd und klingend fiel die Musik ein, der jetzt die fröhlichen Paare rasch gehorchten, und in heiterer Lust verbrachten sie die ersten Stunden des neuen Jahres.

Die Gesellschaft der Dreizehner war somit allerdings aufgelöst, doch kamen die früheren Bundesmitglieder später noch manchmal zusammen — nur gewürfelt wurde nicht mehr. — Aber das Vorurtheil der „Dreizehn" hatten sie trotzdem nicht besiegen können. Der alte Aberglauben wurzelt einmal zu tief im Volk, und — wenn sie es sich selber aufrichtig gestehen woll-

ten, wareu sie selber — mit wenigen Ausnahmen vielleicht — nicht einmal ganz frei davon geblieben.

Die Ahnung einer uns umgebenden fremden und geheimnißvollen Welt liegt uns einmal im Blut. Wie wenig Menschen — ja ich weiß nicht einmal, ob Einer unter allen — sind ganz vom Aberglauben frei? Ein wenig davon mag auch vielleicht nicht schaden — du lieber Gott, wie nah liegt Glauben und Aberglauben überhaupt beisammen! Es bleibt eine Art von Poesie, die uns bestätigt, daß wir nicht blos lebende Maschinen sind — ein angenehm aufregendes Räthsel, das uns der Weltgeist aufgegeben hat, und als solches mögen wir es betrachten und uns immerhin mit der Lösung ein wenig den Kopf zerbrechen. Nur Macht und Gewalt dürfen wir es nicht über uns gewinnen lassen und — wenn wir uns nicht der Aufgabe vollkommen gewachsen fühlen, sollen wir nicht mit jenem Etwas spielen, das uns geheimnißvoll und ernst umgibt. Es wird sonst zu einem scharfen Messer in der Hand eines Kindes.

Der todte Chaussee-Einnehmer.

In Wiedelstädt, einem kleinen Städtchen im ––schen, lebte vor längeren Jahren Herr Meier — eine so anspruchslose Persönlichkeit, wie sein Name selber.

Klein, von sehr schmächtiger Statur, und ein Junggeselle von sechs und fünfzig Jahren, hatte er, so lange er denken konnte, dem Leben seine eigene Existenz mit Kopiren abgezwungen, und dabei sogar nicht selten selbst die geringen Ansprüche unbefriedigt gesehen, die er an das Leben machte. Trotzdem aber hörte man nie, daß er gegen das Schicksal gemurrt hätte; mit allem zufrieden, was über ihn hereinbrach, sei es in Gutem oder Bösem, vegetirte er fort; gegen jeden freundlich und gefällig, sich nie ereifernd, nie auch nur verdrießlich. Wenn es je ein organisches Wesen gegeben hat — wie einige Idealisten von den

Tauben behaupten wollen — das im Stande gewesen, ohne Galle zu leben, so war es jedenfalls Herr Meier.

So sauber wie seine Handschrift, war dabei sein ganzes Wesen, und das abgetragenste, fadenscheinigste Röckchen wurde auf das unerbittlichste so lange gebürstet, bis auch kein Tüttelchen Staub mehr darauf sichtbar blieb. Ein haarscharf geschliffenes Radirmesser lag allerdings auf seinem Schreibtisch, aber er kam nie in den Fall es zu benutzen; ein Dintenklecks war ihm etwas Entsetzliches, obgleich er sich der Zeit nicht erinnerte, daß er selber einen gemacht hätte, und pünktlich bis zum Extrem in allen Sachen, dehnte er das natürlich auch auf seine Arbeiten aus.

Bei diesem Wesen hatte er eine angeborene Ehrfurcht vor jedem, der einen anständigen Rock auf dem Leibe trug, besonders vor allen Beamten, in deren Zahl einzutreten bis jetzt sein höchster, wenn auch stets vergeblicher Wunsch gewesen war.

Es läßt sich leicht denken daß ein solcher Charakter, wenn auch unbeachtet, doch keinen Falls unbenutzt durch dies Leben wandeln konnte. So hatte denn auch der Herr Kreisdirektor Roßleber durch mehrere Arbeiten, die Meier für ihn geliefert, dieses würdige Individuum kaum für kurze Zeit beobachtet, als er

auch den Nutzen erkannte, den er von ihm ziehen konnte und ihn deßhalb regelmäßig beschäftigt.

Meier, dabei ganz Vertrauen, Hingebung und Verehrung, machte den Kreisdirektor bald mit seinem sehnlichsten Herzenswunsch bekannt: eine feste Anstellung zu bekommen, und erhielt dafür von dem Kreisdirektor das feste Versprechen, ihn darin zu unterstützen. Daher schrieb er ihm in dieser stets getäuschten, aber nie aufgegebenen Hoffnung dreißig Jahre lang den Bogen um einen Kreuzer billiger, als jedem Anderen.

Hierüber wurde der Kreisdirektor ein alter Mann und — da Meier auch nicht jung blieb, und doch an jedem Neujahrstag mit seinem devotesten Wunsch nie verfehlte, seine alte Bitte vorzutragen — endlich doch gerührt.

Einige Stellen hätten sich allerdings für den alten Kopisten schon gefunden, der Kreisdirektor wußte aber recht gut, daß er, wenn er demselben eine solche zuwies, auch eben seinen Kopisten damit verlieren würde, und man konnte doch nicht von ihm verlangen, daß er sich selber einen Schaden zufügte, nur um einem Andern zu helfen! Da starb plötzlich der Chaussee-Einnehmer vor dem Römerthore, und zwar zufällig grade am zweiten Januar, wo die regelmäßig wieder-

kehrende einunddreißigste Neujahrsbitte des alten Mannes noch frisch in seinem Gedächtniß war. Der Platz mußte äußerdem unmittelbar wieder ausgefüllt werden, denn die Straße dort war ziemlich frequent, und eine Stunde darauf erhielt Meier, vor Freude an allen Gliedern zitternd, die Weisung, den Posten augenblicklich zu übernehmen.

Allerdings kam ihm die Sache etwas überraschend, denn wenn er auch dreißig Jahre Zeit gehabt, sich darauf vorzubereiten, war ihm jetzt der Termin der Uebersiedelung doch außerordentlich nah gestellt. Aber lieber Gott, „kurze Haare sind bald gebürstet.“ Seine paar Effekten, die er wirklich besaß, bedurften keiner großen Vorbereitung, um von einem Hause in das andere transportirt zu werden. Sein ganzer Reichthum bestand in einem Bett, einem Schreibtisch, einem kleinen, außerordentlich hart gesessenen Sopha, einer Kommode, drei Stühlen und einem schmächtigen Kleiderschrank; und eine Stunde später befand sich das alles, auf einen Handwagen gepackt, schon unterwegs nach dem Römerthor. Die Dintenflasche, wie seine Schreibmappe trug er selber, und ehe der Abend kam, war er dort vollständig eingerichtet.

Der Kreisdirektor hatte ihm dabei einen andern Chaussee-Einnehmer hinausgeschickt, damit er von

diesem die allerdings sehr einfache, aber doch nöthige Unterweisung erhalte. Am Nachmittag war er erst noch rasch auf dem Gericht vereidigt worden und saß mit Sonnenuntergang schon allein an seinem Fenster und nahm von vorüberfahrenden Wagen Chausseegeld ein, als ob er in seinem ganzen Leben nichts Anderes gethan hätte.

Das Chausseehaus vor dem Römerthor lag etwa eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, und zwischen ihm und dieser nur noch der, mit einer niedern weißen Mauer umschlossene Kirchhof. Das ziemlich kleine Häuschen, dem sich ein schmaler, aber sehr nett gehaltener Garten anschloß, sollte auch in Zukunft nur von ihm allein bewohnt werden; für jetzt hatte er aber noch andere und ihm allerdings nicht erwünschte Einquartirung darin.

Der frühere Chaussee-Einnehmer nemlich, der erst in der vorigen Nacht gestorben war, konnte natürlich so schnell weder irgendwo anders hingeschafft, noch begraben werden und mußte deßhalb bis zu seiner Beerdigung im Chausseehaus bleiben. Der alte Mann lag in dem Nebenstübchen und in seinem Leichenhemd auf dem Stroh ausgestreckt, und seine ihn überlebende Ehehälfte, die nach der Beerdigung zu Verwandten in die Stadt ziehen wollte, war bis dahin auch noch

zurückgeblieben und hatte sich einstweilen ihr Bett in die Bodenkammer hinaufgeschafft.

Die arme alte Frau weinte den ganzen Tag und konnte dem Nachfolger ihres Mannes nicht genug erzählen, was für ein braver, rechtlicher Mensch ihr Seliger gewesen, und wie unglücklich sie sich fühle, daß ihn der liebe Gott allein abgerufen und sie alte Frau noch zurückgelassen hätte, um ihn zu betrauern. Dabei unterließ sie nicht, Herrn Meier mit allen Einzelheiten seiner Krankheit und seines Leidens bekannt zu machen, erzählte ihm von dem bösen Husten, den er gehabt, und daß er trotzdem noch Tag und Nacht seine Pflicht erfüllt habe. Selbst in den letzten kalten Nächten, kurz vor seinem Tode, habe er nur selten gelitten, daß sie aufgestanden sei, wenn draußen ein Wagen gehalten; und das sei denn auch wohl, wie sie meinte, mit ein „Nagel zu seinem Sarge" geworden.

Die gute alte Frau plauderte in solcher Art in einem fort, und unterließ nicht, dabei schmerzlich zu beklagen, daß sie jetzt aus dem alten, liebgewonnenen Häuschen müsse. Meier dagegen, die Gutmüthigkeit selber, und von ihrer Erzählung schon innig gerührt, versicherte sie, daß er alles thun wolle was in seinen Kräften stehe, um ihr den Abschied nicht zu schmerzlich zu machen. Sie sollte sich auch ja nicht damit

beeilen; und wenn sie noch acht oder vierzehn Tage, oder selbst mehrere Wochen dableiben wolle, so bitte er sie, ihn selber als gar kein Hinderniß zu betrachten. Er würde sich schon einschränken, brauche ja auch nicht mehr als das eine Stübchen, da er in der Nähe des Schubfensters schlafen müsse, und mit der Zeit würde sie ja dann auch ihren Verlust schon eher verschmerzen.

Diese Versicherung war für die alte Frau ein großer Trost. Sie nannte Herrn Meier eine gute ehrliche Haut, der auch Mitgefühl mit seinem Nebenmenschen hätte, und nahm endlich mit einem herzlichen, noch von mancher Thräne begleiteten „Gute Nacht!" Abschied von dem neuen Hausherrn, um sich in ihr kaltes Bodenkämmerchen zurückzuziehen.

2.

Der neue Chaussee-Einnehmer war jetzt zum erstenmale allein in seinem Stübchen, aber er würde schmählich gelogen haben, wenn er gesagt hätte, daß er sich behaglich fühle. So schüchtern und devot er sich nemlich auch schon im gewöhnlichen Leben draußen gegen Alle benahm, die Fortuna besser bedacht als ihn, — fast noch ängstlicher war er mit allem, was die Geisterwelt betraf.

Er ging Nachts schon nicht gerne allein über die Straße oder eine dunkle Treppe hinauf, und hatte er je Abends einen Weg zu besorgen, so vermied er gewiß die öden Plätze und besonders die Nähe der Kirchen, die ihm mit ihren hohen dunkeln Fenstern entsetzlich unheimlich erschienen. An einem Kirchhof wär' er Abends um's Leben nicht vorübergegangen. Selbst Nachts, in seiner eigenen Wohnung, konnte er nicht am Tisch sitzen, wenn hinter ihm die Thür zu seiner dunkeln Schlafkammer nur angelehnt war, und nie wäre er im Stande gewesen, einzuschlafen, wenn ein leerer Stuhl vor seinem Bette stand. Er hatte nemlich einmal von jemand gehört, daß sich Gespenster gern auf solche Stühle setzten, und versäumte seitdem nie, den Stuhl vor seinem Bett mit den abgelegten Kleidungsstücken so unbequem wie möglich zu machen.

Daß er sich bei einem solchen Naturell bis zu diesem Augenblick außerordentlich vor Todten gefürchtet, läßt sich denken, ja es grauste ihn sogar, wenn er auf der Straße am hellen Tage einem Leichenzug begegnete. Seine Phantasie malte ihm dann den Todten aus, wie er da drinnen in seinem engen Käfterchen so bleich und kalt und starr und ausgestreckt mit den geschlossenen Augen lag, und er bog immer lieber in

eine Querstraße ein, um den ganzen Zug nur nicht mehr zu sehen.

Und jetzt war der arme kleine Mann dicht neben einem Todten einquartiert worden! In der andern Stube, nur durch die dünne Thür getrennt, durch die sogar das offene Schlüsselloch führte, lag der Verblichene, und so oft er nur den Kopf dorthin wandte, überlief ihn ein eigenes unbeschreibliches Grauen. Wer weiß auch, ob er gleich im Anfang die Stelle so bereitwillig angenommen hätte, wenn er von vorn herein gewußt, unter welchen Bedingungen er sie übernehmen müßte. Jetzt ließ sich dies freilich nicht mehr ändern; der Eid war geleistet, er selber hier eingesetzt und verpflichtet worden, und er mußte nun ertragen, was eben zu ertragen sein mochte — und das war ja doch auch nicht so arg. Es blieb doch immer nur ein Uebergang, nur eine kurze Zeit von drei Tagen; und mit allen Trostgründen, die er dafür finden konnte, malte er sich auch wieder das Angenehme seiner jetzigen festen Stellung aus.

Meier war kein Charakter, der sich in einer selbstständigen Lage wohl fühlen konnte, selbst wenn er auch sein Brod dabei verdiente. Er gehörte zu den Tausenden, die Stallfütterung für das allein richtige Princip der Ernährung halten, und sich nur dann

erst glücklich fühlen, wenn der Staat übernommen hat, ihnen das bischen Leben zu garantiren. Solche Leute halten sich für vollkommen gerettet, wenn sie nur ein paar hundert Gulden jährlich, aber regelmäßig, ausgezahlt bekommen, gleichviel, ob sie sich mehr durch eigenen Fleiß verdienen können. Solcher Art fühlte sich Meier jetzt in seinem neuen Beruf ganz glücklich; er dachte gar nicht daran, daß der Tag und Nacht unruhige Posten eines Chaussee-Einnehmers eben nicht für einen alten, alleinstehenden Mann geeignet sei, um sich darin zur Ruhe zu setzen, und daß der Herr Kreisdirektor, für den er dreißig Jahre geschrieben, ihm wohl einen besseren hätte verschaffen können. Er war, wonach er sich die dreißig Jahre lang gesehnt, endlich versorgt, und damit begann für ihn eigentlich erst, trotz seiner sechsundfünfzig Jahre, das wirkliche Leben — wenn nur der Todte nicht da nebenan gelegen hätte!

Es wurde recht still draußen auf der Straße. Vor einer kleinen Weile war noch die Post vorübergefahren, und das lustige Schmettern des Horns und das Klingeln der Schlittenschellen schon lange in weiter Ferne verhalt. Auch dies flüchtig angenehme Gefühl hatte er überwunden, daß der Postillon nur seinethalben geblasen. Jetzt rollte noch draußen

langsam ein schwerbeladener Wagen vorbei. Er hielt vor dem Fenster, der Fuhrmann kam zum Schieber und zahlte sein Chausseegeld und fuhr vorüber. Er konnte noch hören, wie die Räder langsam über den Schnee knirschten — dann war alles still und todt.

Die alte Schwarzwälderuhr, die an der Wand hing und mit einigen anderen Sachen noch der Wittwe gehörte, schlug zehn; das Ticken der Uhr war das einzige Geräusch, das man hörte, und der neue Chaussee-Einnehmer beschloß endlich, zu Bett zu gehen. Die kleine Studirlampe brannte noch auf dem Tisch; er hätte sie gern die ganze Nacht durch brennen lassen, — aber das kostete doch zu viel Oel. Außerdem hing ja auch die von der Regierung gehaltene Lampe draußen am Schubfenster und warf ihr Streiflicht schräg in die Hälfte der Stube herein.

Er schraubte seine Lampe herab und setzte sich dann noch einen Augenblick ans Fenster, um auf die öde Chaussee hinaus zu schauen. Wie wunderlich das aussah! Die Lampe warf ihr scharfes, grelles Licht auf den nächsten entblätterten Pappelbaum, über die beschneiten Steinhaufen, über den glitzernden Schnee und die braun punktirten Fahrgeleise bis zu den andern Pappeln hinüber und auch noch ein Stück drüben auf das Feld, das der tiefere Chausseegraben mit

einem schwarzen Schattenstrich von dem eigentlichen Wege trennte. Die Nacht war rabendunkel und der wolkenbedeckte Himmel zeigte nur hie und da einen einzelnen blitzenden Stern. In weiter Ferne konnte er aber noch einige funkelnde Lichter der sich nach links hinüberstreckenden Stadt erkennen, und so weit diese entfernt waren, gewährten sie dem kleinen schüchternen Mann doch einige Beruhigung. Dort wohnten doch Menschen; die Lichter brannten vielleicht in freundlichen, belebten Stuben, und er saß lange dort auf seinem Stuhl und schaute nach ihnen hinüber.

Ein paarmal horchte er die Straße hinauf, denn er glaubte einen heranrasselnden Wagen zu hören, aber es war nichts — vielleicht nur das Klappern der alten Uhr, an das er sich noch nicht gewöhnt. — Wenn nur der Todte nicht dadrinnen gelegen hätte!

Immer und immer wieder flog sein scheuer Blick nach der Thür hinüber, und er konnte den Gedanken nicht los werden, daß sie sich öffnen, und der Todte mit seiner Zipfelmütze herein schauen müsse. Ein leises Zittern flog ihm zuletzt über die Glieder — vielleicht kam es von der kälter gewordenen Stube her — und er wollte nun wirklich zu Bett gehen. Er zog sich aus, aber so leise und geräuschlos, wie nur irgend möglich — denn er fürchtete sich vor jeder lauten Bewegung,

die er selber machte — legte die Kleider auf den, vor das Bett gerückten Stuhl und kroch unter die Decke — aber auf wie lange?

Sonst, wenn er zu Bett gegangen, wußte er, daß er nicht eher wieder aufzustehen brauchte, bis ihn das Tageslicht zu neuer Arbeit rief; jetzt war es etwas anderes — jetzt hatte er eine Versorgung, und jeder späte Wagen zwang ihn, das Bett zu verlassen, seine Pflicht nicht zu versäumen. Er war auch wirklich kaum warm geworden, als er die raschen Hufschläge herantrabender Pferde hörte und erschreckt wieder empor fuhr. Draußen hielt ein viersitziger Glaswagen mitten auf der Chaussee; der Kutscher knallte mit der Peitsche und beschwichtigte dann die darüber unruhig gewordenen Pferde. Meier öffnete sein kleines Schubfensterchen.

„Ich kann nicht vom Bock!" rief ihm der Kutscher herüber, „meine Pferde halten nicht." Und der kleine Mann fuhr dienstfertig in seine Pantoffeln und in den dünnen Schlafrock und lief hinaus in den Schnee, um das Chausseegeld in Empfang zu nehmen. Der Kutscher hatte auch kein kleines Geld; er mußte zurück und wechseln, und jener fluchte, daß es eine so „verdammt lange Zeit dauere." Er betrachtete dann das wiedergebrachte Geld bei dem Schein seiner eige-

nen Laterne, schnalzte mit der Zunge und fort rasselte der Wagen in die winterliche Landschaft hinein.

Meier kroch wieder in sein Bett zurück, und erschrack nur, daß die Thüre etwas härter zufiel, als er beabsichtigt hatte. Draußen war jetzt alles ruhig, nur das regelmäßige, monotone Ticken der Uhr tönte fort. Es schlug halb elf; das hörte er noch, dann war er im Traum wieder heut Nachmittag in der Gerichtsstube und leistete den Eid, und der Kreisdirektor ermahnte ihn, seine Pflichten getreu zu erfüllen, und der alte todte Chaussee-Einnehmer saß daneben auf einem Stuhl und weinte und sagte, es thäte ihm so leid, daß er seinen Platz verlassen müßte, denn es wär' eine so gute, einträgliche Stelle gewesen. — Dann saß er plötzlich wieder an seinem Schreibtisch; er hatte eine nothwendige Arbeit abzuliefern, war gerade mit der Minute fertig geworden, und goß in dem letzten Augenblick in aller Hast und Eile das Dintenfaß über den sauber beendigten Bogen. Und wieder stand der Chaussee-Einnehmer neben ihm, sagte: „das schadet gar nichts," nahm seine Zipfelmütze und wischte den Fleck so rein von dem Papier herunter, daß auch nicht die Spur davon mehr übrig blieb. Wie er aber sein sauberes Manuscript in aller Freude zusammenpackte, kam der Wagen, der seine Möbel nach dem Chaussee-

hause abholen sollte, und der Fuhrmann knallte unten vor seinem Fenster mit der Peitsche. „Ja, gleich!“ rief er in aller Eile; er mußte nur erst das Paket noch zusiegeln, daß es der Herr Kreisdirektor zur rechten Zeit bekam — aber der Mann unten war entsetzlich ungeduldig; er knallte wohl schon zum sechstenmal, und klopfte jetzt sogar, wahrscheinlich mit der langen Peitsche, an sein niederes Fenster im ersten Stock.

Zugleich während das Klopfen noch forttönte, knarrte eine Thür, und Meier fuhr erwachend, und mit dem Bewußtsein der übernommenen Pflichten, erschreckt in seinem Bett empor. Im nächsten Augenblick sank er aber auch schon, wie vom Schlag getroffen, auf sein Lager zurück, denn sein Blick fiel auf die geöffnete Thür der Todtenkammer, fiel auf die weiße Gestalt des Todten selber, der im Leichenhemd, die weiße Zipfelmütze auf, wie er ihn hatte auf dem Stroh liegen sehen, geräuschlos durch das Zimmer, dem Fenster zuglitt.

„Na, Donnerwetter, das dauert heute einmal lange!“ sagte jetzt eine Stimme draußen vor dem Schieber; „sechs Pferde — hier; das wird gerade recht sein. Gute Nacht.“

Der Schieber wurde wieder zugeschoben, die Gestalt wandte sich und verschwand durch die Thür zur

Todtenkammer, die sich hinter ihr auf's neue schloß. Dort hörte Meier noch den fatalen Husten des Alten, von dem ihm die Frau erzählt und der deutlich zu ihm herausschallte — dann war alles wieder still wie im Grab.

Die Uhr hob aus und schlug einmal an. Der Schein der draußen hängenden Laterne fiel gerade auf ihr Zifferblatt — es war halb Eins; und vor Grausen mehr todt als lebendig, barg der neue Chaussee-Einnehmer den Kopf unter seiner Federdecke und fühlte den Angstschweiß sich über seinen ganzen Körper verbreiten.

3.

Wie lange er so gelegen, ob er wieder eingeschlafen war, oder die Stunden wachend in zitternder Angst unter der Decke verbracht hatte, wußte er nicht. Schlittengeläute und Peitschenknallen trieb ihn aber endlich wieder aus dem Bett. Es war drei Uhr, und die Marktwagen fuhren nach der Stadt, erst einzeln, dann in fast ununterbrochener Reihe, so daß er kaum Zeit behielt sich einzuheizen. Und doch, wie froh war er der Störung! Das Leben da draußen zerstreute die düsteren Schreckgebilde der Nacht, und als er seine

Lampe wieder angezündet und das Feuer lustig im Ofen knisterte, fühlte er, wie ihm nach und nach wärmer ward, wie sein Muth, seine Lebenskraft zurückkehrte.

Endlich brach der Tag an, und die alte Frau stand auf, den Kaffee für sie Beide zu kochen; aber er scheute sich ein Wort über die Erscheinung mit ihr zu sprechen. Außerdem blieb ihm kein Augenblick freie Zeit, da die Wagen rasch einander folgten. Ein paar Marktleute, die den alten Chaussee-Einnehmer genauer gekannt, waren über das neue Gesicht erstaunt und fragten, ob der alte Folkert krank sei? Als sie hörten, daß er gestorben, schüttelten sie mit dem Kopf und fuhren weiter. Die meisten fragten aber gar nicht, zahlten ihr Chausseegeld und bekümmerten sich entsetzlich wenig darum, wie der aussah oder hieß, der es ihnen abnahm.

Die alte Frau schluchzte indessen im Hause herum. Der Tischler war noch einmal dagewesen, und die Leichenfrau kam und trank Kaffee mit der Alten. Auch der Armenarzt, der grade vorüberfuhr, schaute noch einmal herein, und es war ein ewiges Hin- und Widergehen in und aus der Todtenkammer. Für Meier kam aber der Arzt sehr erwünscht. Den nahm er nemlich bei Seite und fragte ihn auf sein Gewissen,

ob er die feste Ueberzeugung habe, daß der alte Folkert wirklich todt sei? Er hatte erst gewartet, bis die Frau das Zimmer verlassen, um ganz ungestört mit dem Herrn sprechen zu können. Darüber erklärte sich der Arzt jedoch ganz bestimmt.

„Der ist todt, wie eine Latte," sagte er, zu sehr an derlei Fälle gewöhnt, um ein besonderes Zartgefühl zu zeigen; „dem thut kein Finger mehr weh; seien Sie außer Sorge." Er glaubte wahrscheinlich, Meier frage nur aus Furcht, seine Stelle wieder zu verlieren. Meier ließ sich übrigens nicht so leicht abweisen, denn mit der Erscheinung der letzten Nacht im Gedächtniß, konnte ihn eine so einfache Versicherung nicht gleich zufrieden stellen. Trotzdem scheute er sich noch immer dem fremden Mann das zu erzählen, was ihm selber in dieser Nacht begegnet war, und nur erst, als der Doktor, der mehr zu thun hatte, als sich hier mit Schwatzen aufzuhalten, fort wollte, rückte er gepreßt mit der Erscheinung heraus. Erst sprach er allerdings vom möglichen Scheintod, und daß es ihm wäre, als habe er den Todten in seiner Stube husten gehört. Da aber der Arzt, hierüber ungläubig und ungeduldig, mit dem Kopf schüttelte und sagte: „Papperlapapp! Wer weiß, was Sie gehört haben!" ja seinen Hut und Stock faßte und eben zur Thür hinaus wollte,

durfte er nicht länger schweigen, und erzählte ihm alles, was er die Nacht erlebt.

Der Doktor lachte ihm allerdings ins Gesicht, legte aber doch Hut und Stock wieder ab und ging mit ihm noch einmal in die Kammer hinein, wo das Bett des Todten stand. — Der freilich lag starr und ausgestreckt auf seiner Bahre und rührte und regte sich nicht.

Der Arzt trat zu ihm, hatte aber kaum seine Hand angerührt und einen Blick auf die starren todten Züge geworfen, als er auch schon wieder fast wie ärgerlich mit dem Kopf schüttelte.

„Unsinn, Unsinn, Unsinn!“ wiederholte er dabei, „blanker, barer, heller Unsinn! Sie scheinen mir lebhaft zu träumen, mein Freund. Seien Sie aber so gut und lassen Sie mich künftig mit Ihren Alfanzereien zufrieden.“ — Damit lief er in das Zimmer zurück, griff Hut und Stock wieder auf und verließ rasch und ärgerlich das Haus.

Herr Meier blieb etwas verdutzt zurück. Der Mann konnte doch am Ende recht haben, und es war allerdings möglich, daß das Ganze nur ein außerordentlich lebhafter Traum gewesen. Unheimlich blieb ihm die Geschichte freilich immer, und er sah die Thür, hinter welcher der Todte lag, den ganzen Tag miß-

trauisch von der Seite an. Die alte Frau hatte indessen in die Stadt gemußt, um dort mehreres zu besorgen, und Meier behielt vollkommen Zeit, sich die Sache nach allen Seiten hin reiflich zu überlegen. Darüber war er jedoch mit sich einig geworden, der Frau Folkert kein Wort davon zu sagen. Es mußte ein Traum gewesen sein, und da Meier seine schwache Seite, diese Furcht vor dem Uebernatürlichen, recht gut kannte, konnte die, am vorigen Tag erregte Einbildungskraft ihm allerdings recht leicht einen solchen Streich gespielt haben.

So verging der Tag; die Straße blieb außerordentlich belebt, und er kam eigentlich bis spät in die Nacht hinein gar nicht recht zu sich selbst. Die Frau war wieder gekommen und hatte das Mittagsessen bereitet, das sie Beide gemeinschaftlich verzehrten. Gegen drei Uhr setzte sie ihm dann die Kaffeekanne in die Röhre, weil sie wieder zu ihren Verwandten mußte; eben diese Kaffeekanne bot dem guten Meier aber Stoff zu tiefem Nachdenken.

Wie sollte das jetzt werden, wenn die Frau fortgezogen war und ihn hier allein zurückgelassen hatte? Wer sollte da für ihn kochen und alle die andern Kleinigkeiten im Haus besorgen, für die ihm seine Beschäftigung kaum Zeit übrig ließ? Zum erstenmal in

seinem Leben fühlte er das Unangenehme des Junggesellenstandes, denn in der Stadt hatte ihm seine Hauswirthin Alles besorgt. Hier war er nun selber Hauswirth, und das, woran er bis jetzt noch gar nicht gedacht hatte, zeigte sich ihm jetzt als bittere Nothwendigkeit — daß er sich nemlich irgend eine Person miethen müsse, welche die Wirthschaft versehen könnte.

Er selber war dabei nicht einmal im Stande, sich nach einer solchen umzusehen, da er das Haus auf keine Viertelstunde verlassen durfte. Wo waren überhaupt jetzt seine hübschen Spaziergänge am Sonntag Nachmittag geblieben? Wo war seine freie Zeit nach vollbrachter Arbeit? Er hatte eine Arbeit überkommen, die nie vollbracht werden konnte, einen endlosen Faden, den er abwickeln sollte, und ein paarmal wollte es ihm doch fast bedünken, als ob ihm der Herr Kreisdirektor in dem langen Zeitraum auch wohl hätte eine andere Stellung ausfindig machen können. Aber er dachte diesen Gedanken nur ganz schüchtern, und warf sich dabei auch zugleich die Undankbarkeit gegen seinen hohen Gönner vor. Die Stellung sollte noch erfunden werden, die nicht ihr Unangenehmes hatte, keine Rose war ohne Dornen, und die Versorgung deckte alle die Mängel und Flecken reichlich zu.

Am Abend hatte sich die Frau Folkert Besuch mit-

gebracht. Des Todtengräbers Ehehälfte — ihre nächste Nachbarin und eine recht liebe, gesprächige Frau — war mit herübergekommen, und wieder wurde der dazu nöthige lange und unvermeidliche Kaffee gebraut. Allerdings war Meier die Gesellschaft ganz angenehm, dann aber grauste es ihm auch wieder ein wenig vor ihren Erzählungen, denn sie sprach fast nur von Begräbnissen und berichtete, was für eine „schöne Leiche" Assessors gehabt hätten, und wie knickerig sich dagegen Bürgermeisters benommen haben sollten. Auch erschrack der kleine ängstliche Mann nicht wenig darüber, mit welcher fabelhaften Gleichgültigkeit die Frau von einer so hochgestellten Persönlichkeit, wie „Bürgermeisters" sprach. Aber lieber Gott, das Grab macht alles gleich, und der Todtengräber ist eigentlich der einzige offizielle Kommunist im ganzen Staat. Außerdem verging die Zeit darüber und es war zehn Uhr geworden, Meier wußte selbst nicht wie. Die Frau mußte nach Haus, und die Frau Folkert, die an dem Abend eine Menge edle Züge von ihrem Seligen erzählt und außerordentlich viel dabei geweint hatte, ging ebenfalls, mit schwerem Herzen, zu Bett.

Aus der Stadt kamen noch einzelne Marktwagen. Manche der Leute hatten sich in den Wirthshäusern

verspätet und kehrten jetzt in die Dörfer zurück. Es war elf Uhr, ehe die Straße still wurde und Meier damit auch Gelegenheit bekam, sein eigenes Lager zu suchen. Heute kam ihm das Ganze auch schon nicht mehr so ungewohnt vor — die hell beleuchtete Pappel vor dem Fenster mit ihrem langen schwarzen Schatten war ein alter Bekannter geworden, und der Chausseebaum, der stolz die Landesfarben trug, und den er nicht mehr herunterlassen durfte, lehnte sich als Zeichen seiner Würde schräg in die dunkle Nacht hinaus. Er kam ihm fast vor, wie eine riesige Angel, an der er die vorbeifahrenden Wagen fangen sollte. — Aber die Augen wurden ihm schwer; hatte er doch den ganzen Tag gar wacker auf den Füßen sein müssen. Er zog sich aus, und beschloß, in dieser Nacht nicht wieder so schwer zu träumen, wie in der vorigen.

Träumen? Lieber Gott, bleibt einem Chaussee-Einnehmer viel Zeit zum Träumen? Noch war er nicht einmal ganz eingeschlafen, da kam schon wieder ein Wagen vorüber, neben dem einige Betrunkene hertaumelten und wilden Lärm vollführten. Das an dem Tag eingenommene Geld hatte er schon weggeschlossen und warf das jetzt einkommende in eine neben dem Fenster befindliche Schieblade. Es schlug halb zwölf, als er wieder ins Bett stieg, und wenn sich

auch das Grauen vor seiner unheimlichen Nachbarschaft noch nicht ganz verloren hatte, so war er heute Abend doch wirklich zu müde, um lange darüber nachzudenken.

Im nächsten Augenblick schon lag er dem Schlaf in den Armen — und träumte — er wußte eigentlich selbst nicht recht was er träumte, aber die Uhr hatte ausgehoben und schlug zwölf und draußen vor dem Fenster knallte jemand mit der Peitsche. Er lag allerdings im ersten Schlaf, aber er hörte die bekannte Mahnung. Er wußte, daß er aufstehen mußte, und doch waren seine Glieder wie vom Schlag gelähmt, denn wieder knarrte die Thüre, wieder sah er mit dem stieren Blick der Angst die weiße Gestalt des Todten an das Fenster treten, hörte den Schieber öffnen, hörte dieselben Worte: „na, das dauert aber lange! Sechs Pferde!“ — hörte das Geld in den Kasten fallen, hörte das leise Husten des Unglücklichen, der selbst auf seinem Todtenbett keine Ruhe finden konnte, und wie sich die Thür hinter demselben geschlossen hatte, vergingen ihm selbst in Angst und Grauen die Sinne.

Als er wieder zu sich kam, sprang er aber hastig aus dem Bett, um vor allen Dingen seine Lampe anzuzünden. Die Dunkelheit preßte ihm das Herz zu-

sammen und er mußte Licht haben. Es war halb zwei Uhr und eine Extrapost, die vorüber kam, brachte ihn erst eigentlich wieder zu sich selber.

Diesmal aber wußte er, hatte er nicht geträumt. Die Erscheinung war furchtbare Wahrheit geworden, denn der Beweis lag in der Schieblade — das eingenommene Chausseegeld nemlich für den sechsspännigen Wagen! — und mit einem unbeschreiblichen Grauen betrachtete er die funkelnden, vollkommen neuen Geldstücke. Selbst der sechsspännige Wagen kam ihm jetzt gespenstisch vor, als ob er mit dem Geist des abgeschiedenen Chaussee-Einnehmers in Verbindung stände. Allerlei tolle Ideen zuckten ihm dabei durch's Hirn. Hatte der Mann vielleicht einmal das Geld für ein solches Fuhrwerk unterschlagen, und mußte er nun nach seinem Tode regelmäßig in der Geisterstunde den vorüberfahrenden Fuhrmann abfertigen? — Er war ordentlich froh, als wieder wirkliche lebendige Menschen vorüberkamen und seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. Wenn auch nur durch das Fenster, trat er dadurch mit der Welt doch wieder in Verbindung, und die Geister hatten dadurch keine Macht mehr über ihn.

Endlich wurde es Tag; so lang war ihm noch keine Nacht geworden, und er ging nur jetzt mit sich

zu Rathe, ob er heute der Frau Folkert das mittheilen sollte, was er in den beiden Nächten gesehen und erlebt. Davon hielt ihn aber einestheils seine angeborne Gutmüthigkeit ab, im Fall der alte Chaussee-Einnehmer wirklich noch zur Strafe nach seinem Tode umging, denn wie schmerzlich mußte es ja doch in diesem Fall für die Frau sein, das zu erfahren! Anderntheils war er aber auch mit seiner Erzählung von dem Arzt so barsch behandelt und abgewiesen worden, daß er sich fürchtete, sein Geheimniß auf's neue preiszugeben. Vorher mußte er also Gewißheit haben, ob wirklich Todte im Stande wären sich selbständig zu bewegen, und die konnte ihm niemand besser geben, als sein Nachbar der Todtengräber.

Der Mann verkehrte das ganze Jahr mit Leichen und Todten; wenn irgend Einer in der Welt, der mußte es wissen. Außerdem hatten die beiden Frauen den Todtengräber gestern so über alle Maßen gelobt, was er für ein ordentlicher, verständiger und gescheuter Mann sei, daß es Meier schien, als könne er nirgends bessere Aufklärung erhalten.

4.

Um mit dem Todtengräber zu sprechen, mußte er freilich zu ihm gehen, und dazu war heute noch die

beste Gelegenheit. Die Frau Folkert hatte nemlich das Geschäft des Chaussee-Einnehmers so lange Jahre betrieben, daß er ihr dasselbe wohl jetzt auf ein paar Stunden anvertrauen konnte. Außerdem mußte er ohnedies in die Stadt, um sich nach einer Person für seine Wirthschaft zu erkundigen, die ihm durch vortreffliche Autorität empfohlen worden: nemlich durch die Frau Folkert selber, wie durch die Frau des Todtengräbers. Viel Zeit hatte er dabei auch nicht zu versäumen, da sich die Erstere entschlossen hatte, nach der Beerdigung, die am nächsten Morgen stattfinden sollte, das Haus zu verlassen, und er erbat sich deßhalb von der Frau Folkert Urlaub, diesen nöthigen Gang so rasch als möglich abzumachen.

Der Kirchhof lag kaum fünf Minuten vom Chausseehaus entfernt, ein klein wenig abseits von der Straße, und für ihn als nächsten Nachbar, schickte es sich ja auch ohnedies, daß er dem Todtengräber seinen Besuch machte; es konnte dem Mann also gar nicht auffallen, daß er zu ihm kam.

Zuerst ging er also in die Stadt, um dort so rasch wie möglich alles abzumachen, kam aber leider zu keinem Resultat, und sprach nun auf dem Rückweg bei dem Todtengräber vor. Herr Hillermann, wie dieser mit seinem Familiennamen hieß, befand sich gerade

zu Hause, saß in seinem kleinen Stübchen, mit der kurzen Pfeife im Mund, am Ofen und begrüßte den neuen Chaussee-Einnehmer auf das freundlichste.

Es war eine lange hagere Gestalt mit rauhen, aber nicht abschreckenden Zügen. Unter den kurzgehaltenen, schon etwas dünn gewordenen schwarzen Haaren wölbte sich eine hohe Stirn, und die ein wenig emporgezogenen starken Augenbrauen gaben den kleinen lebendigen braunen Augen noch besondere Schärfe. Herr Hillermann war dabei eine Art von Philosoph, der in seinen Kreisen besondere Achtung genoß, und dem dabei doch an dem Urtheil der Welt außerordentlich wenig gelegen schien. Er verachtete z. B. Leichensteine auf das Gründlichste, und schien mit einer gewissen Art von Vorliebe alle jene Gräber zu behandeln, die von der Welt vernachläßigt wurden. Den Kirchhof nannte er seine Erziehungsanstalt, in dem er Kandidaten für den Himmel zöge, und ein besonderes Vorurtheil hatte er für Kinderleichen — erstlich nahmen sie nicht viel Platz weg und dann wurden sie von den Hinterbliebenen gewöhnlich am meisten mit Blumen bedacht, die er mit einer wahren Leidenschaft wartete und pflegte. Sein Kirchhof glich deßhalb auch im Sommer einem blühenden Garten.

Herr Hillermann war heute Nachmittag bei außer-

ordentlich guter Laune, wenn sie auch gerade nicht im Ausdruck seiner Züge sichtbar wurde, denn lachen hatte ihn noch niemand gesehen. Seine Arbeit für den heutigen Tag war aber beendet, eine weitere Anmeldung noch nicht eingetroffen, und er durfte sich also mit vollkommen freiem Herzen dieser wohl verdienten Ruhe hingeben.

Herr Meier stellte sich ihm jetzt als seinen neuen Nachbarn vor, und Hillermann schüttelte ihm derb und gutmüthig die Hand. „Freut mich, Sie bei mir zu sehen," sagte er, „und ich hoffe, wir sollen gute Nachbarn werden. Folkert war auch eine treue Seele, nur ein bischen schlafmützig und stand ein wenig unter dem Pantoffel. Na, jetzt habe ich ihm auch sein letztes Bett gegraben, und morgen wollen wir ihn hineinlegen. Da kann er ausruhen von alle dem, was ihn hier geärgert und gequält, und in dem Schlaf stört ihn auch kein Vier- und kein Sechsspänner weiter."

Meier sah überrascht, fast erschreckt zu ihm auf. Wußte der Mann etwas? — Aber Hillermann hatte sich abgedreht, ging nach dem Tisch, zog die Schieblade auf und nahm ein paar Cigarren heraus.

„Rauchen Sie?" fragte er, indem er Meier eine entgegen hielt.

„Nein, ich danke," lehnte dieser den angebotenen Genuß ab; „ich habe mich nie dazu entschließen können!"

Du lieber Gott, wie gern hätte er sich dazu entschlossen, wenn er je im Stande gewesen wäre die Ausgabe des Tabaks zu erschwingen, ohne zugleich auch sein kleines, für Krankheitsfälle angelegtes Kapital zu gefährden.

„Das müssen Sie sich noch angewöhnen!" rief aber verwundert der Todtengräber. „Ein Chaussee-Einnehmer und nicht rauchen! Mit was wollen Sie sich denn da um Gotteswillen die müßige Zeit vertreiben? Lieber Himmel! Wenn ich mir denken sollte, daß jemand ein ganzes Lebensalter an einem Schiebfenster sitzen müsse, ohne eine Pfeife im Munde zu haben — bewahre, das geht gar nicht."

Nun war aber Herr Meier noch keineswegs entschlossen, seine ganze Lebenszeit an dem Schiebfenster sitzen zu bleiben, und der „Geist" trug daran nicht geringe Schuld. Das ganze Leben selber behagte ihm ebenfalls noch nicht. Wenn auch in Dürftigkeit erzogen, war er doch stets an Reinlichkeit und seine Ordnung gewöhnt gewesen, während jetzt in dem Chausseehaus alles drunter und drüber ging. Der außergewöhnliche Zustand, der Uebergang der ganzen

Wirthschaft aus den Händen des einen Besitzers in die des andern, entschuldigte das allerdings vollkommen. Dem kleinen ordentlichen Mann war es aber in den beiden Tagen so ungemüthlich wie möglich vorgekommen, und wenn er an die Nächte dachte, wurde ihm gar unheimlich zu Sinn.

Was nun den Gebrauch des Tabaks betraf, so mochte er seinem neuen Nachbar nicht gleich widersprechen und gab ihm eine halb ausweichende, halb zustimmende Antwort. Er versicherte ihn, daß er es versuchen wolle, und die beiden Männer setzten sich dann zu dem Ofen und plauderten von dem und jenem, — von dem alten Chaussee-Einnehmer und von neuen Gräbern, von der Frequenz der Straße und der letzten Leichenrede, die der Herr Pfarrer Beißwurz gehalten hatte. Dann kamen sie natürlich auf die hohen Getreide- und Kartoffelpreise, und wie alles am leichtesten und billigsten hier draußen zu beschaffen sei, und zuletzt führte der Todtengräber Herrn Meier in den Schnee hinaus um ihm doch auch einmal „seinen Kirchhof" zu zeigen.

Herr Meier fand allerdings nicht das mindeste Interesse daran. Er war überhaupt nirgends unlieber, als auf einem Kirchhof, noch dazu bei vier Zoll Schnee und mit kalbledernen Stiefeln. Es half aber nichts; es war einmal Hillermanns Steckenpferd, und da er

indessen Kaffee drinnen bestellt hatte, ließ sich der Promenade nicht gut ausweichen.

Draußen bekam er auch das Loch gezeigt, in das der alte Folkert versenkt werden sollte. Dicht daneben war ein eben solcher Platz für eine Geheimräthin hergerichtet, und Herr Hillermann meinte — ohne jedoch eine Miene dabei zu verziehen, — er hoffe, daß sich die Beiden da mit einander vertragen würden.

Meier gab die Bemerkung einen ordentlichen Stich durch's Herz, und mit leiser, schüchterner Stimme wagte er die Antwort, daß im Tode wohl jeder Unfriede aufhören müsse? —

Hillermann, der quer über die Gräber hin den Rückweg nach dem Hause angetreten hatte, sah seinen Nachbar von der Seite an, schwieg einen Augenblick und sagte dann kopfschüttelnd:

„Nicht immer."

„Nicht immer?" rief Herr Meier erstaunt und blieb mitten im Schnee, der ihm bis an die halben Schäfte reichte, stehen.

„Nicht immer," bestätigte aber, auf seiner Behauptung fest beharrend, der Todtengräber. Da er jedoch in seinem Gang nicht einhielt, mußte Meier machen, daß er ihm nachkam, und vor dem Haus stampften sich die Männer erst wieder den Schnee

von den naß gewordenen Stiefeln, ehe sie die Flur betraten.

Hier war jedoch ein Anknüpfungspunkt für den kleinen Mann, seinen Nachbar auf das Gespräch zu bringen, auf welches er ihn haben wollte. Allerdings hatte er sich länger in der Stadt aufgehalten, als es seine Absicht gewesen, und bei den entsetzlich kurzen Tagen und dem bewölkten Himmel dämmerte der Abend schon wieder. Um dem Nachbar nicht lästig zu werden, ließ er auch eine Andeutung fallen, als ob er doch wohl jetzt wieder nach Hause müsse. Davon wollte Hillermann aber nichts hören.

„Ach was," sprach er, „erst treten Sie herein und trinken eine Tasse Kaffee mit mir, die hält bei der Kälte Leib und Seele zusammen, nachher kommen Sie immer noch früh genug nach Hause. Die Frau Folkert wird indessen schon keinen Wagen durchbrennen lassen. Ueberhaupt müssen Sie sich bald jemand abrichten, der Ihnen bei der Geschichte hilft, denn Alles allein zu besorgen, hält ja kein Mensch aus. Selbst ein Pferd will ein paar Stunden Ruhe haben, ehe es wieder an die Arbeit geht, wie viel mehr denn ein Beamter. Sie sollten heirathen."

„Ach du lieber Gott!" sagte Herr Meier, der über die Bemerkung ordentlich erschrak. „Ich in

meinen Jahren! Aber nach einer guten Haushälterin habe ich mich heute schon umgesehen, wenn ich auch freilich, und sehr zu meinem Bedauern, die Person nicht bekommen konnte, die mir empfohlen wurde."

„Na, das findet sich alles," meinte Hillermann, während sie in die Stube traten, „und da steht der Kaffee. Jetzt wollen wir zulangen. Sie haben wohl nasse Füße gekriegt?"

Meier hatte allerdings in dieser Vermuthung seine kalbledernen Stiefel schon einigemale mißtrauisch befühlt, leugnete die Thatsache aber hartnäckig. Er fürchtete den Todtengräber damit zu beleidigen, daß er sich auf seinem Kirchhof nasse Füße geholt haben könnte. Die Männer setzten sich jetzt zum Kaffeetisch, und Hillermann schenkte ein. Im Zimmer war es noch viel dunkler als draußen, aber das Feuer im Ofen knisterte hell und warf aus dem Zugloch seinen lichten Schein über die weißgescheuerten Dielen bis zur geblümten Kaffeekanne hinauf.

„Sie sagten da vorhin, mein bester Herr Hillermann," begann Herr Meier endlich, nachdem er eine Tasse Cichorienaufguß getrunken und den „Kaffee" außerordentlich gelobt hatte, „Sie sagten da vorhin, daß sich die Todten nicht immer vertrügen, he, he, he! Nicht wahr, Sie haben aber bloß einen Scherz damit

gemacht? Du lieber Gott, wenn wir einmal todt sind, dann soll es uns wohl vergehen, uns um den zu bekümmern, der neben uns liegt."

Der Todtengräber sah den ihm gegenübersitzenden Chaussee-Einnehmer ernst und nachdenkend an, die Züge seines Gesichts verschwanden aber schon in der düstern Dämmerung des Zimmers, und nur die hohe weiße Stirn mit den darunter gar lebendig blitzenden braunen Augen war noch deutlich sichtbar. Der Chaussee-Einnehmer schaute auch mit heimlichem Grausen zu dem Mann empor, der sein ganzes Lebenlang mit Leichen verkehrte, und jedenfalls darin schon ganz entsetzliche Erfahrungen gesammelt haben mußte. Das Lachen war dem armen kleinen Manne schon lange auf den Lippen erstorben.

„Mit solchen Sachen ist nicht gut zu scherzen," sagte der Todtengräber.

„AberSie wollen doch nicht behaupten —" stotterte Herr Meier.

„Mein lieber Herr Nachbar," sprach da Hillermann mit ernster feierlicher Stimme, indem er sich eine frische Tasse Kaffee einschenkte, „es gibt da draußen Dinge, die wir uns hier drinnen nicht träumen lassen, und je weiter entfernt man sich von denen da —" und er deutete dabei mit dem Daumen zurück über die

Schulter nach dem Kirchhof zu — „hallen kann, desto besser.“ —

„Von den — von den Todten?“ fragte Meier mit schüchterner Stimme. — Hillermann nickte nur schweigend mit dem Kopf, und Meier, indem er fühlte, wie es ihm eiskalt über den Rücken lief, fragte fast flüsternd weiter: „Und so glauben Sie wirklich, daß ein Mensch, wenn er einmal todt ist — wirklich todt ist, mein' ich — doch noch wieder auf der Erde erscheinen und — und gewissermaßen umgehen könne?“

„Sie sind doch ein Christ, Herr Meier?“ sagte da der Todtengräber ernst.

„Ich? Gewiß,“ erwiderte überrascht der Chaussee-Einnehmer, „wie kommen Sie zu der Frage, Herr Hillermann?“

„Nun sehen Sie wohl,“ versetzte der Andere, „dann glauben Sie doch also auch an ein Leben nach dem Tode, wie es uns selbst die heilige Schrift lehrt. Der Tod ist deßhalb auch nur der Uebergang von einem Leben zum andern, nur daß es die da drüben anders treiben als wir.“

„Und da glauben Sie, daß die bösen Menschen nach dem Tod hier noch wirklich umgehen müssen, und halten es nicht für unmöglich, daß uns Einer derselben erscheinen könne?“

„Böse Menschen?“ wiederholte kopfschüttelnd der Todtengräber. „Lieber Gott, ganz wirklich böse Menschen gibt es doch wohl nur sehr wenige auf der Welt. Wir sind eigentlich von Herzen alle gut, und was hie oder da etwas mehr oder weniger Eigennutz den Einen oder den Andern, nach unsern Begriffen, sündigen läßt, davon kann ich mir nicht denken, daß es ihm der Herrgott da oben so hoch anschlagen sollte. Einer hat auch wieder vor dem Andern Fähigkeiten bekommen, und wenn der Arme aus Hunger einen Laib Brod stiehlt, bleibt es immer zweifelhaft, ob der Reiche darum besser ist als er. Wenn der jetzt Reiche in den Verhältnissen des Armen gewesen wäre — wer kann sagen, mein Lieber, ob er nicht zwei gestohlen hätte?“ —

Dann würden Sie das Umgehen der Todten also auch nicht als Strafe betrachten?“ fragte Meier, dem es schon gar nicht mehr einfiel, die Thatsache des Umgehens zu bezweifeln.

„Strafe — bah!“ sagte der Todtengräber; „eher möchte ich es für Strafe halten, da unten festgebannt in unserm engen Grabe zu sein, während um Mitternacht die andern Todten über uns ihre lustigen Spiele spielen.“

„Lustige Spiele, Herr Hillermann?“ rief der Chaussee-Einnehmer überrascht, indem er fast unwill-

kürlich etwas näher zum Tisch rückte. — Hillermann schwieg wieder eine Weile; es schien fast, als ob er nicht recht mit der Sprache herausrücken wolle. Im Zimmer war es indessen ganz dunkel geworden, und die flackernden Lichter, die das Feuer warf, tanzten unheimlich genug herüber und hinüber an den Wänden.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Nachbar," fuhr da der Todtengräber fort, „es ist das eine Sache, von der ich nicht gerne spreche, denn die meisten Menschen in unserer Zeit sind leider Freigeister, die, wenn sie sich auch Christen nennen, doch weder an einen Gott, noch an einen Teufel glauben. Wenn man denen davon spricht, lachen sie Einen gewöhnlich aus, und ich sehe nicht ein, warum ich ihnen zum Gespött dienen soll."

„Aber Sie glauben doch gewiß nicht, daß ich Sie auslachen werde, Herr Nachbar," sagte bestürzt der Chaussee-Einnehmer, dem allein der Gedanke schon wie eine Versündigung vorkam.

Wieder schwieg der Todtengräber und schaute forschend auf den ihm gegenübersitzenden kleinen Mann. Ueber sein Gesicht zuckte es dabei herüber und hinüber, gerade wie das unheimliche Licht, das der Ofen in die Stube warf. Der Chaussee-Einneh-

mer sah aber nur die auf sich gehefteten blitzenden Augen, und das Herz stand ihm ordentlich still vor peinlich ängstlicher Erwartung.

„Nein, das glaube ich nicht," sprach Herr Hillermann endlich. „Ich halte Sie für einen ruhigen, vernünftigen Menschen, und um Ihnen das zu beweisen, will ich Ihnen etwas aus meinen langjährigen Erfahrungen mittheilen, von dem Sie übrigens, wie ich hoffe, keinen Gebrauch weiter machen werden."

„Bester Herr Hillermann!"

„Schon gut, ich glaube Ihnen. Ich weiß auch nicht einmal, ob es die da draußen," und wieder deutete er mit dem Daumen über die Schulter, „gern haben, daß man davon spricht."

„Die da draußen?" sagte der Chaussee-Einnehmer und rückte noch näher zum Tisch; der Todtengräber winkte ihm aber langsam mit der Hand, und redete dann mit leiserer Stimme, als er vorhin gesprochen, und gar ernsthaft weiter.

„Daß die Todten von zwölf bis ein Uhr Nachts die Erlaubniß haben ihre Gräber zu verlassen, und die Oberwelt wieder zu besuchen, ist eine bekannte Thatsache. Sie wissen das wahrscheinlich so gut, wie ich es Ihnen sagen könnte. Da haben sie dann freie Zeit zu thun und zu treiben, was ihnen gerade gefällt,

was sie freut. Nur vor den Menschen lassen sie sich nicht gerne sehen, denn sie wissen, daß ihr Anblick Furcht und Entsetzen einflößen würde. Der Kirchhof selber aber ist ihr eigentlicher und natürlicher Tummelplatz, und dort treiben sie es denn nach Herzenslust. Sind Sie jemals schon zwischen zwölf und ein Uhr Nachts auf einem Kirchhof gewesen?"

„Ich?" rief Herr Meier erschreckt. „Gott soll mich bewahren!"

„Wer in der Zeit dort nichts zu thun hat, sollte sich auch da nicht blicken lassen," fuhr der Todtengräber ernst fort. „Es thut nicht gut, sich denen da draußen aufzudrängen. Unser Eins freilich, den sein Geschäft und seine Pflicht oft dazu zwingt, kann es nicht immer vermeiden, aber," setzte er mit leiser, fast flüsternder Stimme hinzu, indem er sich zu dem Chaussee-Einnehmer hinüberbeugte, „es sieht aber unheimlich aus, wenn sie da draußen herüber und hinüber huschen."

„Thun sie das wirklich?" flüsterte Herr Meier, dem es, bei den Erscheinungen der letzten Abende, nicht einfiel daran zu zweifeln. Der Todtengräber nickte zur Bestätigung des ebengesagten nur einfach mit dem Kopf. „Ich habe sie selber gesehen," versetzte er dann, „wie sie getanzt und sich gehascht haben, und

bei ihrem gewöhnlichen Spiel, dem Kämmerchenvermiethen —."

„Kämmerchenvermiethen?" rief der Chaussee-Einnehmer heftig erschreckt.

„Haben Sie nie davon gehört?"

„In meinem Leben nicht! Spielen sie das wirklich?"

„Oft und oft," sagte der Todtengräber, indem er sich scheu umsah, als ob er fürchte, daß ihn jemand dabei behorche. „Wenn in der Nähe ein Todter liegt, dem der Priester die letzte Ruhestätte noch nicht geweiht hat und der hier also auch noch nicht einziehen darf, dann kommt er Nachts zwischen Zwölf und Eins hinaus, um die Kameraden zu besuchen und dann treiben sie das Spiel die volle Stunde lang. Jeder kauert dann auf seinem eignen Grabe, rund umher um den dort noch nicht Eingebürgerten, und herüber und hinüber huschen sie in wilder Lust und wechseln die Plätze. Kann der fremde Geist dann ein Grab erwischen, ehe einer der Andern im Stande ist es zu erreichen, und haben sie es ihm bis die Glocke Eins schlägt, nicht wieder abgelistet, dann kriecht er draußen in das warme Bett unter der Erde, und der Ausgeschlossene muß nun den ganzen Tag scheu herumwandeln, bis er mit der nächsten Mitternacht seinen Platz erst

wieder zu gewinnen, versuchen kann. Ist der noch Unbegrabene aber ungeschickt gewesen, dann kehrt der Geist zu seinem Körper zurück, um die nächste Nacht sein Glück auf's neue zu versuchen. Und so geht es fort."

„Und das haben Sie gesehen?" flüsterte der Chaussee-Einnehmer und fühlte, wie sich ihm dabei vor Entsetzen die Haare auf dem Kopfe sträubten.

„Ja," antwortete der Todtengräber ebenso leise.

Da schlug die Uhr Fünf, und Herr Meier erschrack ordentlich vor dem lauten Ton. Aber er hatte der Frau Folkert auch versprochen, um vier Uhr spätestens wieder zu Hause zu sein; es war deßhalb die höchste Zeit, daß er ging, und vorsichtig fast, als ob er sich fürchte nach der erhaltenen Kunde eben ein Geräusch zu machen, erhob er sich von seinem Stuhl.

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen aufrichtig, mein guter Herr Hillermann, für das, was Sie mir eben mitgetheilt," sagte er dabei, „ich muß jetzt nach Hause. Wenn Sie mir aber erlauben, komme ich in den nächsten Tagen wieder und — erzähle Ihnen —," er beugte sich dabei ganz nahe zu dem Ohr des Todtengräbers, — „ebenfalls etwas — etwas Entsetzliches, das mir begegnet ist!"

„Ihnen?" fragte Hillermann erstaunt.

Herr Meier nickte bedeutungsvoll mit dem Kopf.

„Jetzt? Da drüben?“

Der Chaussee-Einnehmer wiederholte die Bewegung noch heftiger als vorher.

„Aber was denn, mein bester Herr Nachbar?“ forschte da der Mann, der neugierig geworden war.

„Jetzt nicht, mein werther Herr,“ bat aber der Chaussee-Einnehmer, der wie auf Kohlen stand, denn durch die für ihn so interessante Erzählung aufgehalten, hatte der sonst so entsetzlich pünktliche Mann schon eine volle Stunde seine Zeit überschritten. „Ein andermal, ein andermal! Jetzt schlafen Sie wohl und nehmen Sie nochmals tausend Dank für Ihre Mittheilung.“

„Na, gute Nacht, Herr Meier,“ sagte da plötzlich der Todtengräber mit seiner gewöhnlichen lauten, etwas tiefen Stimme, daß der ängstliche Chaussee-Einnehmer ordentlich zusammenfuhr. Dann begleitete er ihn durch die Hausflur an die vordere Thür, bis zu dem schmalen, nach der Chaussee führenden Weg, schüttelte ihm die Hand und wünschte ihm dort noch einmal wohl zu schlafen.

5.

Herr Meier sah sich im nächsten Augenblick allein auf der Straße, und zwar kaum zwanzig Schritte von der niederen weißen Kirchhofmauer entfernt. Nach dem eben Gehörten kam ihm aber der Platz so furchtbar unheimlich vor, daß er den einsamen, mit Weiden bepflanzten Weg, der nach der Chaussee zu führte, mit Zittern und Zagen einschlug. Er konnte es sich auch nicht versagen den Kopf umzudrehen, und nach der Mauer zurückzusehen. Gerade dort aber, wohin er blickte, schaute die Spitze eines weißen Monuments über die Mauer vor — und der Chaussee-Einnehmer, mit all den Eindrücken der letzten Stunde im Kopf, hielt das für kaum etwas Geringeres, als einen der stillen Bewohner jenes unheimlichen Platzes, der ihm über die Mauer nachsah. Lange Zeit zum Untersuchen nahm er sich auch nicht, sondern faßte ohne weiteres beide Rockschöße unter den Arm und lief, was er laufen konnte, die Weidenallee entlang, nicht eher rastend, als bis er die belebtere Chaussee erreichte.

„Herr Jeses, Herr Chaussee-Einnehmer, was sind Sie denn so in Eile?" redete ihn da ein Mann an, der eben auf der Straße herunter kam. „Ist was los?"

Meier erschrak erst, denn eine der Pappeln hatte den Mann bis dahin verdeckt gehalten. Zu seiner Freude erkannte er aber schnell genug den alten lahmen Chaussee-Arbeiter, der gerade vor seiner Thür den Tag über Steine klopfte. Das war doch ein Mensch, und das Grausen, das ihn in der Nähe des Kirchhofs beschlichen, wich mit der Nähe desselben. Daß er ihn aber hier so unerwartet traf, brachte ihn auch wieder auf einen neuen glücklichen Gedanken.

Er war nemlich, während er die Weidenallee herwärts flog, zu dem festen Entschluß gekommen, diese Nacht nicht wieder allein in seinem Zimmer zu schlafen. War der Todte erst einmal hinaus auf seinen letzten Ruheplatz gebracht, dann blieb er auch hoffentlich da draußen und kehrte nicht wieder zurück; bekam er ja dort ein Kämmerchen für sich selber. Die letzte Nacht aber, die er noch unter seinem Dache lag, wollte er sich nicht wieder der Gefahr aussetzen, noch einmal von ihm erschreckt zu werden, und er hatte deßhalb im Sinn gehabt, der Frau Folkert Alles zu sagen, und sie zu bitten, mit ihm auf zu bleiben. Allerdings hätte er das nur höchst ungern gethan, und die Frau sich wahrscheinlich noch mehr gefürchtet als er selber. Eine bessere Hülfe hoffte er dagegen von dem alten Steinklopfer. Wenn auch lahm und halbtaub, war es

doch ein Mann, und durch das Versprechen eines Trinkgelds hoffte er ihn leicht dahin zu bewegen, bei ihm in der Stube zu übernachten.

Er säumte denn auch nicht länger, und obgleich es einige Schwierigkeit hatte, ihm das begreiflich zu machen was er von ihm wollte, verstand es der Alte kaum, als er sich auch vollkommen bereitwillig dazu zeigte. Er mußte freilich erst in die Stadt, um es seiner Frau zu sagen, damit sich die nicht seinethalben ängstigte, versprach aber pünktlich um zehn Uhr wieder draußen am Chausseehaus zu sein — ersparte er doch da morgen früh den Weg. Dem Chaussee-Einnehmer war das sogar noch lieber, als wenn er gleich mitgegangen wäre, denn die Frau Folkert hätte ihn sonst jedenfalls gefragt, was er mit dem Alten wolle. Um zehn Uhr lag die trauernde Wittwe aber lange in ihrem Bett, und er entging dadurch selbst einer ihm fatalen Nothlüge.

Das abgemacht, eilte er jetzt mit viel leichterem Herzen dem Hause zu und fand dort zu seiner Beruhigung eine ganze Gesellschaft von Frauen um die große Kaffeekanne versammelt. Frau Folkert war also auch die Zeit nicht lang geworden, und er brauchte sich seines längeren Ausbleibens wegen keine Gewissensbisse zu machen.

Das Gespräch drehte sich übrigens den ganzen Abend nur um den Seligen, seine letzte Krankheit und alle ähnlichen Leiden, die in den letzten zwanzig Jahren in bekannten Familien vorgekommen waren. Es wurde fast neun Uhr, ehe sich die Gäste zum Aufbruch anschickten; auch geschah das nicht ohne die bestimmte Versicherung, am nächsten Morgen beim Leichenzug wieder zu erscheinen und dem „guten lieben Herzen" die letzte Ehre anzuthun.

Die Frau Folkert hatte den ganzen Abend in der Erinnerung an den Hingeschiedenen außerordentlich viel geweint und außerordentlich viel Kaffee getrunken, und suchte jetzt bald ihr Lager, um zu dem nächsten schweren Tage Kräfte zu sammeln. Meier dagegen, dem es nach der heutigen, schauerlichen Erzählung des Todtengräbers noch einmal so unheimlich in dem stillen Zimmer vorkam, erwartete mit sehnsüchtiger Ungeduld den alten Steinklopfer, um in dessen Gesellschaft den gefürchteten Schrecken der nächsten Stunden ruhiger die Stirn bieten zu können. Der Alte hielt auch Wort. Es hatte noch nicht Zehn geschlagen, da humpelte er schon an seinem Krückenstock herbei, und wurde von dem Chaussee-Einnehmer auf das Freudigste begrüßt.

Herr Meier hatte ein kleines Fläschchen mit altem

gutem Franzbranntwein, das er zuweilen bei vorkommenden Kolikanfällen benutzte. Dieses opferte er, und überraschte den alten Mann mit einem selber hergestellten und ganz ausgezeichneten Grog. An ein Gespräch mit ihm war freilich nicht zu denken, denn Meier hätte zu sehr schreien müssen, und dann wäre die Frau Folkert oben aufmerksam geworden. Ihm genügte jedoch die alleinige Gegenwart des Mannes, und dieser schien sich ebenfalls in dem Genuß des Grogs so wohl zu befinden, daß er gar nicht daran dachte, weßhalb ihn der Chaussee-Einnehmer denn eigentlich zu der Nachtwache eingeladen hatte, und noch viel weniger nach einer Ursache fragte.

Bis elf Uhr kamen mehrere Geschirre vorüber, mit denen Meier aber wenig zu thun hatte. Es war Theater in der Stadt gewesen, und einige der benachbarten Gutsbesitzer kehrten jetzt nach Hause zurück. Das Chausseegeld hatten sie dabei schon bei der Einfahrt bezahlt, manche von ihnen besaßen auch Freikarten, und die Kutscher gaben sich nicht die Mühe anzuhalten.

Nach elf Uhr war es ruhig, und der Steinklopfer durch seine Tagesarbeit und den genossenen ungewohnten Trank müde geworden. Meier hatte allerdings die Absicht gehabt aufzubleiben; der Grog machte

aber auch ihm die Augenlider schwer. Er legte deßhalb eine wollene Decke neben sein Bett, damit sich der Alte auf derselben ein wenig ausstrecken könne, horchte noch einmal hinaus, ob er keinen Wagen weiter kommen höre, schob ein paar Stücke Torf in den Ofen und ging dann ebenfalls zu Bett.

Trotzdem war er fest entschlossen munter zu bleiben, rückte sich die Kopfkissen hoch in die Höhe, damit er mehr saß als lag, und hielt die Augen fest auf die Thür der Todtenkammer geheftet. Er mochte eine ganze Weile so gesessen haben, aber dem bloßen Willen wach zu bleiben, war doch wohl sein ermüdeter Körper nicht gewachsen gewesen. Erst schloß er nur ein paarmal die Augen, dann ließ er sie ganz zu — er konnte ja doch alles hören was um ihn vorging — und zuletzt fiel er in einen halb schlafenden, halb wachen Zustand, in dem er nur noch dann und wann einmal unbewußt schwerfällig und scheu mit den Augen blinzte. — Eine Viertelstunde später schlief er so fest, wie der Steinklopfer vor seinem Bette.

Draußen vor dem Fenster rollte ein Wagen an, hielt, und der Fuhrmann knallte mit der Peitsche — drei — viermal. Meier rührte und regte sich nicht. — „Hallo!" rief es jetzt dicht vor der Scheibe, und in dem unbewußten Gefühl, daß irgend etwas, irgendwo

nicht richtig wäre, fuhr der Chaussee-Einnehmer in seinem Bett empor — knickte aber auch eben so rasch wieder zusammen, als plötzlich sein jetzt ganz waches Ohr das entsetzliche Hüsteln aus dem Nachbarzimmer traf.

„Da ist er wieder," stöhnte er aus tiefster Brust, während ihm der kalte Angstschweiß in großen Tropfen auf die Stirn trat. „Metzler!" rief er dabei und vor Zittern brachte er den Namen des Steinklopfers kaum über die Lippen, „Metzler, um Gotteswillen, Metzler!" — Der taube Bursche hörte nicht und schlief sanft und süß! — „Metzler! Heiland der Welt! Metzler!"

Die Thürklinke bewegte sich, jedes weitere Wort erstarb ihm auf den Lippen, und im nächsten Augenblick trat die Erscheinung, wie er sie die beiden vorigen Nächte gesehen, wieder in die Stube und glitt geräuschlos durch den dunkeln Theil des Zimmers zum Fenster, dessen Schieber sie höchst geschickt öffnete.

Was dort gesprochen wurde, hörte er diesmal nicht; denn sein ganzes Sinnen und Trachten war jetzt nur darauf gerichtet, den schlafenden Steinklopfer munter zu bekommen. Sowie ihm die Gestalt deßhalb den Rücken zudrehte, fuhr er mit dem Arm langsam und vorsichtig unter der Decke heraus, erwischte den

Alten glücklich bei der Schulter und schüttelte ihn aus Leibeskräften.

„Drei Maß!" rief dieser da mit lauter, deutlicher Stimme, und Meier fuhr blitzesschnell mit dem Arm wieder unter die Decke zurück und schloß die Augen, denn die Erscheinung drehte sich langsam nach ihm um, und nicht um's Leben hätte er ihrem Blick begegnen mögen. Da hörte er die Thüre wieder zuklinken, — und als er unter den halbgeschlossenen Lidern vorsichtig herausblinzte, war sie verschwunden.

Wohl zehn Minuten blieb der arme Chaussee-Einnehmer, noch ohne die Fähigkeit auch nur ein Glied zu regen, in seinem Bett ausgestreckt liegen. Er hörte dabei nochmals das Husten des Todten, dann war Alles still; die Uhr pickte und Metzler schnarchte neben seinem Bett in süßer Ruh. Das letztere Geräusch brachte ihn aber auch endlich wieder zu sich selber. Es war wenigstens ein lebendes Wesen, das er neben sich wußte; er war nicht mehr allein mit dem gespenstischen Unhold, und aus dem Bett springend, in das er sich diesmal angekleidet gelegt, rüttelte er nach einiger Anstrengung den Steinklopfer wirklich wach. Da schlug die alte Schwarzwälderuhr Eins, und eine wohlthätige Beruhigung kehrte in sein Herz zurück. War doch die Geisterstunde vorüber, und

er hatte von dem Todten für jetzt nichts mehr zu fürchten.

Allerdings hätte er dem Steinklopfer jetzt gern das eben Erlebte mitgetheilt, denn es drängte ihn in diesem Augenblick sein Herz irgend einer menschlichen Seele auszuschütten, aber der alte Bursche war, wie schon gesagt, so schwerhörig, daß er gezwungen gewesen wäre, es ihm in die Ohren zu schreien, und das durfte er, mit der Nachbarschaft, selbst nach ein Uhr nicht wagen. Einen Vorwand mußte er aber erfinden, weßhalb er ihn wach gerüttelt hatte, und es blieb ihm also nichts anderes übrig, als den Rest seiner Flasche Franzbranntwein dem Alten preiszugeben, was dieser auch als Entschuldigung für das plötzliche und gewaltsame Wecken vollständig gelten ließ.

Während er übrigens mit dem Alten am Ofen saß, war er einig mit sich geworden, diese Todesangst nicht länger zu ertragen; die Leiche wurde allerdings an diesem Morgen begraben, und die Möglichkeit war da, daß der unruhige Todte von da an seine Wirksamkeit auf den Kirchhof beschränken würde. Geschah das aber nicht, kam er auch dann noch wieder, um das Geschäft selbst nach seinem Todte fortzusetzen, dann wollte Meier dieses Amt nicht mit ihm theilen. Nein, da lieber Schreiber mit unbestimmtem Einkommen

und Sicherheit und Ruhe, als ein Angestellter mit einem bestimmten Gehalt und einer bestimmten Gespenstererscheinung jede Nacht! Er hätte das auch auf die Länge der Zeit nicht ausgehalten, denn schon jetzt fühlte er, wie ihm durch die stete Aufregung und Angst alle Glieder am Leibe wie zerschlagen waren.

Einzelne Geschirre, die vorbeifuhren, beschäftigten ihn in etwas, und der Morgen brach endlich an. Mit diesem aber kam reges Leben in das Haus, denn die Beerdigung des alten Chaussee-Einnehmers sollte um zehn Uhr stattfinden. Die Frau Folkert war auch schon seit fünf Uhr in der Küche beschäftigt gewesen, um die dazu nöthigen Vorbereitungen zu treffen, denn ein Imbiß, Kaffee, Branntwein und Kuchen durften dabei natürlich nicht fehlen.

Herr Meier saß übrigens ruhig an seinem Fenster, seiner Pflicht obzuliegen, und Metzler war wieder draußen an seinem Steinhaufen, wobei er sich jetzt nachträglich vergebens den Kopf zerbrach, weßhalb ihn der Chaussee-Einnehmer die letzte Nacht wohl bei sich behalten und ihm den guten Grog und ein Trinkgeld gegeben hätte.

6.

Das Begräbniß war vorüber, allen üblichen Formalitäten genügt; die Frauen hatten gejammert und geweint, und der alte Folkert lag draußen in seinem letzten Kämmerchen, mit Erde warm zugedeckt, auf dem sonst überall beschneiten Kirchhof des Herrn Hillermann.

Die Frau Folkert war allein zurückgekommen. Wie sie sich aber recht ordentlich ausgeweint, nahm auch wieder das eigentliche Leben ihre Thätigkeit in Anspruch. Da sie doch nicht auf die Länge der Zeit in dem alten, liebgewonnenen Hause wohnen bleiben konnte, wollte sie auch gleich in die Stadt übersiedeln, um all der trüben Erinnerungen los und ledig zu sein. Das Zusammenpacken ihres Eigenthums beschäftigte sie deßhalb eine gute Weile. Ihr Mittagsmahl hielten die beiden Leute dann von dem übrig gebliebenen Leichenfrühstück, und da um ein Uhr die Männer bestellt waren, die ihr Gepäck in die Stadt führen sollten, kochte Frau Folkert dem neuen Chaussee-Einnehmer den letzten Kaffee.

Weier war indessen in einer höchst unbehaglichen Stimmung. Erstlich hatte er noch keine Haushälterin, da sich die ihm empfohlene schon anderweit ver-

sagt, und dann drückte ihn auch die Erscheinung der letzten Nächte schwer auf dem Herzen. Er konnte nemlich nicht mit sich einig werden, ob er es der Frau Folkert entdecken sollte, oder nicht. Ein paarmal lag es ihm schon auf der Zunge und trotzdem konnte er nicht Muth sammeln, damit zu beginnen. Die Frau war ebenfalls mit ihren trüben Gedanken beschäftigt, und die beiden Leute hatten sich wohl drei Viertelstunden einander gegenüber gesessen, ohne daß auch nur ein Wort zwischen ihnen gewechselt wäre. Endlich brach da Frau Folkert das Schweigen.

„Mein lieber Herr Meier," sagte sie, „ich gehe nun heute Nachmittag fort, und wünsche Ihnen Glück und Segen in dem alten Haus. Möge es Ihnen so lange Jahre so gut darin gehen, wie es mir und meinem seligen Mann — dem armen Herzen, das jetzt in seinem stillen Grabe ruht, — hier ergangen ist. Ich hätte nicht geglaubt, ihn zu überleben, aber der Himmel hat es anders gewollt, und ich ziehe jetzt mit recht schwerem Herzen fort von hier." Sie drückte ihr Tuch wieder an die Augen, die vorbrechenden Thränen abzutrocknen, und Meier, überhaupt leicht gerührt, fühlte selber, wie ihm das Wasser in die Augen kam.

„Meine gute Frau Folkert," erwiderte er, und er

hätte es jetzt nicht über's Herz bringen können, ihr auch nur ein Wort davon zu sagen, daß ihr seliger Mann die Nächte über da gespuckt, denn wie furchtbar müßte ihr die Entdeckung gewesen sein! — „seien Sie versichert, daß ich innigen Antheil an Ihrem Schicksal nehme."

„Ich weiß es, ich weiß es, mein lieber Herr Meier," versetzte die Frau, noch immer unter Thränen. „Sie haben ein gutes Herz, und der Himmel lohne Ihnen die freundlichen Worte. Ich will nur hoffen, daß Sie recht bald jemand finden, der Ihnen Ihre Wirthschaft hier besorgt."

„Das wird schwer halten, beste Frau Folkert," sagte mit einem tiefen Seufzer der Chaussee-Einnehmer, „wenigstens nicht in der nächsten Zeit; und ich werde mich wohl noch eine Weile allein behelfen müssen."

„Aber das wird nicht gut gehen, mein guter Herr Meier," erwiderte die Frau, indem sie sich ihre Thränen vollends abtrocknete und das Tuch in die Tasche schob. „Wenn der Mensch den ganzen Tag seine Arbeit hat, ist er die Nacht gewöhnlich schläfrig, und Ihr Geschäft geht immer, Tag und Nacht. Der alte taube Metzler wird Ihnen dabei auch nicht viel helfen können."

„Metzler?" zuckte Meier erschreckt in seinem Stuhl empor, denn woher wußte die Frau, daß der alte Steinklopfer die Nacht in seinem Zimmer gewesen? So lange er da war, — davon war er überzeugt — hatte sie keinen Fuß hereingesetzt.

„Sehen Sie, Herr Meier," fuhr aber die Frau fort, ohne seine Ueberraschung zu bemerken, „so lange ich da war, ging das auch noch immer an. Wenn Sie aber jetzt allein bleiben, müssen Sie sich auch für die Nächte einen leiseren Schlaf anschaffen, sonst laufen Klagen ein, und dann kommen Nasen und Verweise von oben herunter. Die Herren vom Gericht spaßen nicht, wenn ein unterer Beamter seine Pflicht auch nur ein einzigesmal nicht erfüllt."

„Aber beste Frau Folkert," sagte Herr Meier bestürzt, „ich hoffe, daß ich bis jetzt auch noch nicht ein einzigesmal lässig gewesen bin." Die Frau schüttelte mit dem Kopf und meinte gutmüthig:

„Nu, nu, es hat ja nichts zu bedeuten, und ich habe es gern gethan. Aber die drei letzten Nächte klatschten vorbeifahrende Geschirre so lang vor Ihrem Fenster mit der Peitsche, bis ich selber herunterkam und sie abfertigte — sie ständen vielleicht sonst noch da."

„Sie?“ rief Herr Meier in äußerster Bestürzung und sprang unwillkürlich von seinem Stuhl auf.

„Na, bleiben Sie nur sitzen, Herr Meier,“ sagte die Frau, ihm mit der Hand winkend; „ich mache schon keinen Gebrauch davon, und den Leuten draußen hat es auch nichts geschadet, daß sie ein paar Minuten warten mußten.“

„Aber wie sind Sie da, um Gotteswillen, hier hereingekommen?“ rief Meier, der sich von seiner Bestürzung noch immer nicht erholen konnte.

„Sehen Sie wohl,“ nickte ihm die Frau zu, „daß Sie fest geschlafen haben? Ja lieber Gott, wenn man nicht daran gewöhnt ist, und im ersten Schlaf liegt, wacht man nicht leicht von einem Peitschenklatschen auf; aber wenn man nun schon so weit über zwanzig Jahre, wie ich, darauf gehorcht hat, da hört man's durch ein Dutzend Thüren durch. Sie thaten mir übrigens leid, denn da ich doch einmal auf war, wollte ich Sie auch nicht gern stören, und bin durch unsere frühere Schlafkammer gegangen, wo mein armer Seliger auf seinem kalten Stroh lag. Die Küchenthür knarrt so, und um durch die Küche zu gehen, hätte ich auch über den zugigen Gang gemußt. — Aber da draußen kommen wahrhaftig schon die Leute! — Ich muß nur nach-

sehen, daß sie mir nicht was Falsches mit forträumen."

Meier blieb allein am Tisch zurück, und wenn die Frau Folkert nicht zu sehr mit ihren anderen Sachen beschäftigt gewesen wäre, hätte sie die unsagbare Ueberraschung, die ihre Worte bei dem Chaussee-Einnehmer hervorbrachten, bemerken müssen. Das also war der Geist gewesen, vor dem er die drei Tage in Furcht und Zittern gelebt! Das war die entsetzliche Erscheinung — die gutmüthige Frau, die auf den Zehen in's Zimmer schlich, um ihn nicht im Schlaf zu stören! — Herr Meier lief mit langen Schritten in der kleinen Stube auf und ab, rieb sich die Hände kratzte sich hinter den Ohren und war mit einem Wort wie vor den Kopf geschlagen.

Allerdings dankte er seinem Schöpfer, daß er der Frau und dem Todtengräber nichts von der Erscheinung erzählt, und der Arzt würde schon selber nichts weiter davon sagen, da er es ja nur für einen Traum gehalten! Dabei konnte er ihn recht gut lassen. Draußen aber wurden indessen die Kisten und Kasten der Frau Folkert aufgeladen, während Herrn Meier ein neuer Plan, ein neuer Gedanke durch den Kopf blitzte. Er hatte in der letzten Zeit keinen gescheutern gehabt.

„Frau Folkert!“ rief er zur halbgeöffneten Thüre hinaus, „dürfte ich Sie bitten, nur einmal auf einen Augenblick herein zu kommen?“

„Ja wohl, Herr Meier, — nehmt mir nur den kleinen Spiegel in acht,“ sagte die Frau draußen zu den Leuten, indem sie sich, schon in der Thür, noch einmal nach ihnen umdrehte, „die blaue Glasvase will ich selber tragen. — Was steht Ihnen zu Diensten, mein guter Herr Meier?“

„Frau Folkert,“ sprach da der kleine Mann, der sich ein Herz zu einem gewaltsamen Entschluß gefaßt, „Sie verlassen dies Ihnen liebe Haus ungern, wie Sie mich versichert haben.“

„Lieber Gott, es ist kein Wunder,“ seufzte die Frau. „Wenn man so lange Jahre an einem Platz glücklich und zufrieden gelebt hat und muß ihn dann auf seine alten Tage verlassen, da thut Einem das immer weh.“

„Aber es zwingt Sie niemand dazu,“ meinte Herr Meier.

„Was hilft mir eine kurze Zeit mehr oder weniger? Das Herz wird Einem nachher nur noch immer schwerer,“ entgegnete die Frau. „Jetzt geht's in Einem hin und mit der Zeit gewöhnt man sich ja auch draußen wieder ein.“

„Ich will Ihnen etwas sagen, Frau Folkert," rief Herr Meier, „bleiben Sie bei mir! Sie wissen mit dem Geschäft umzugehen und können mich unterstützen! Dabei führen Sie unsere Haushaltung wie bisher fort, und über die Bedingungen wollen wir uns schon einigen. Wo für Einen gekocht wird, essen auch Zwei, und Sie bleiben dann in Ihrem alten und gewohnten Leben wie bisher."

„Ach Sie gutes Herz!" sprach die Frau und ergriff seine Hand, „und ich sollte wirklich in dem alten Hause bleiben? Ich hätte es Ihnen schon selber gerne vorgeschlagen, aber ich glaubte nicht, daß Ihnen eine alte Frau, wie ich, genügen würde."

„Also Sie bleiben da?" rief der Chaussee-Einnehmer, ihr die Hand hinhaltend.

„Von Herzen gern," sagte Frau Folkert, indem sie einschlug, „und Sie sollen einmal sehen, wie ich Ihnen schon alles hübsch und behaglich einrichten werde."

Dem neuen Chaussee-Einnehmer war ein Stein vom Herzen gefallen. Frau Folkert schickte die Leute mit dem Karren wieder fort; die Sachen wurden auf's neue eingeräumt, die Frau führte die Wirthschaft nach wie vor, und als ich neulich dort vorüber-

kam, saß Herr Meier, der sich jetzt das Rauchen angewöhnt, mit einer langen Pfeife hinter weißen, reinlichen Gardinen am Fenster und blies den blauen Dampf ganz vergnügt und zufrieden in die Morgenluft hinaus.

So Du mir, so ich Dir.

Salomo Schönbein war erster Commis bei Hanke & Blenkert, einer großen Ausschnittwaarenhandlung in Xheim und einen schmuckeren jungen Mann gab es kaum unter den weiteren 13,000 Einwohnern der kleinen aber äußerst lebendigen Stadt.

Mit der Haute volée dabei fortwährend in Verbindung — denn Hanke & Blenkert führten nun einmal die billigsten und besten Waaren im Orte — konnte es ihm auch nicht fehlen, daß er sich auch deren Sitten aneignete, soweit das nemlich den äußeren Menschen betraf. Er ging stets à quatre épingles gekleidet, trug Sonntags wie Alltags den modernsten Frack, die brillanteste Weste, das größte Uhrgehänge, die engsten Beinkleider und das blaueste Halstuch, und die Art, wie er die Haare mitten über der etwas niederen Stirn scheitelte und an beiden Seiten in

sorgfältig gebrannten Locken kräuselte, war nicht zu beschreiben.

Kein Wunder denn, daß es wenige junge Mädchen in Xheim gab, von denen Salomo Schönbein nicht fest überzeugt gewesen wäre, daß sie für ihn schwärmten, und wenn es seinen Verdiensten galt, hätte er die Wahl haben können bei Hoch und Niedrig. Aber Salomo Schönbein trug auch ein Herz in der Brust, und mit dem Herzen ist es ein gar wunderliches Ding; das läßt sich auf keine Vernunftgründe von Stand und Rang ein, das wiegt kein Geld und mißt keinen Grundbesitz, und was es einmal erfaßt hat, hält es fest — bis es wieder los läßt.

Salomo Schönbein liebte also, und zwar — dem Leser nicht länger etwas vorzuenthalten, was er doch erfahren muß — die Tochter seines Wirths, des Schneidermeisters Ehrlich in der Essiggasse Nr. 17 zwei Treppen hoch.

Fanny war auch ein liebes prächtiges Mädchen; aufgeweckt und heiter, mit regelmäßigen lebendigen Zügen, und von schlanker, reizender Gestalt, jedenfalls ein Mädchen, irgend einen jungen Mann, selbst von den Vorzügen, wie sie Salomo Schönbein besaß, zu fesseln.

Fanny's Vater, Herr Ehrlich, war nicht reich,

aber er besaß doch ein kleines Häuschen in einem belebten Theile der Stadt, hatte eine vortreffliche Kundschaft, und — sollte auch Vermögen haben, eine Eigenschaft, die Salomo Schönbein fehlte. Der Meister besaß außerdem auch noch eine gute Portion gesunden Menschenverstand, und hatte schon mit dem jungen Manne darüber gesprochen, daß es bei seiner Bekanntschaft gar keine so üble Spekulation sein würde, wenn er sich selber etablirte. Credit konnte ihm Herr Ehrlich schon verschaffen, und manche der Geschäftsfreunde von Hanke & Blenkert würden ihn ebenfalls mit Vergnügen unterstützt haben.

Salomo Schönbein wollte im Anfang nicht recht daran, denn sein gutes Herz sagte ihm, daß er seine früheren Prinzipale, wenn er ihnen Concurrenz eröffnete, ruiniren würde, aber, lieber Gott, Jeder ist sich selbst der Nächste. Meister Ehrlich erbot sich ein kleines Kapital vorzuschießen, und die Trauung mit Fanny ward auf den nächsten Monat festgesetzt; die ganze Sache aber noch vor Hanke & Blenkert geheim gehalten, da er sie dicht vor der Messe nicht verlassen konnte, und nicht eher kündigen wollte, bis Alles in Ordnung war.

Arme Sterbliche die wir sind — die wir Pläne für den nächsten Morgen machen, und nicht wissen, ob

die Maschine die wir unsern Körper nennen, noch bis zur Abenddämmerung zusammenhält, oder ob das Schicksal, jenes launische Ding, uns nicht jeden Augenblick ein Bein stellen und uns mit allen unseren Plänen über den Haufen werfen könnte.

Fanny saß daheim und nähte mit dem Fleiße einer Biene an ihrer Ausstattung, und Salomo hatte sich von seinen Prinzipalen einen Tag Urlaub geben lassen, war hinaus vor das Thor in das dort befindliche Lustwäldchen gegangen und lag, die Rechte krampfhaft geballt, mit der Linken in seinen Locken wühlend, unter einem Baum.

Das Unerwartete war geschehen. Salomo Schönbein, der schon seit fünf Jahren in der Lotterie spielte, und noch nie höher als mit seinem Einsatz herausgekommen, hatte ein Achtel vom großen Loos gewonnen und in acht Tagen sollte die Trauung mit der Schneiderstochter stattfinden. — Der Kopf schwindelte ihm, die Gedanken jagten ihm wirr durch's Hirn und er wußte nicht wo er beginnen, wo er enden sollte.

Aber was war geschehen, das auf einmal eine solche Veränderung in dem sonst so treuen Herzen unseres unglücklichen Freundes hervorgerufen? — Das Unerhörteste! und zwar gleich nach dem Achtel vom großen Loos — von dem Hanke & Blenkert jedenfalls

Wind bekommen. — Hanke & Blenkert nemlich, das renommirteste Ausschnittwaaren-Geschäft in Xheim, hatten Salomo Schönbein ihrem ersten Commis, als er ihnen anzeigte, daß er aus ihrem Geschäfte treten wolle — ihre einzige Tochter mit dem Zusatz angeboten, dem „Hanke & Blenkert" noch ein „et Co." hinzuzufügen.

Hanke & Blenkerts einzige Tochter konnte sie insoferne sein, als Herr Hanke Junggeselle, Blenkert aber der glückliche Vater war, und Rosalinde gewissermaßen als „die Tochter des Geschäfts" betrachtet wurde.

Salomo fühlte jetzt, daß er Rosalinden schon lange im Stillen geliebt; aber selbst er hatte bis dahin noch nicht gewagt die Augen so hoch zu erheben, und als ihm jetzt mit dem Achtel vom großen Loos, das Anerbieten durch Herrn Blenkerts Lippen, der keine Ahnung haben konnte, daß er schon mit einer Andern verlobt sei — selber wie vom Himmel fiel, da brach er in sich moralisch zusammen und daß er damals Herrn Blenkert um den Hals gefallen und ihm gesagt hatte: er mache ihn zum Glücklichsten der Sterblichen, kam ihm jetzt nur noch wie ein Traum vor.

Was sollte er jetzt thun? — dem Schneider sein Wort halten und sein Schwiegersohn werden, während

hier ein glänzendes Loos seiner harrte? Hätte er denn überhaupt den Männern eine Concurrenz eröffnen dürfen, die ihn mit offnen Armen in ihr Haus und ihre Familie aufnehmen wollten? ja die gewissermaßen schon seine Zusage hatten?

Die Tochter des Geschäfts sollte er heirathen? — er, Salomo Schönbein, der bis jetzt Nichts als sein ärmliches Salair und drei Louisd'or zu Weihnachten gehabt? — und jetzt — gerade jetzt, wo ihm das geboten wurde und er ein reicher Mann geworden, band ihn sein Versprechen an die Schneiders-Tochter.

Salomo stand auf, ordnete fast bewußtlos seine zerstörte Frisur wieder, und ging wie in einem Traume den Waldweg entlang, der nach der Stadt zurückführte. Der Kopf wirbelte ihm dabei — er wußte nicht, was er thun — was er nur denken sollte, der Wald — die ganze Welt drehte sich mit ihm, und ehe er eigentlich selber begriff, wie er dahin gekommen, fand er sich in der Essiggasse Nr. 17 in seiner eigenen Stube wieder, in deren Thüre Herr Ehrlich in seinem Sonntagsstaate stand.

Der Mann hatte ihm auch schon eine ganz lange Rede gehalten, von der er nicht einmal die Worte gehört, noch viel weniger ihren Sinn begriffen. Mit

stierem Blick nur sah er in das freundlich zu ihm auflächelnde Gesicht des Schneidermeisters und folgte diesem dann, als er seine Hand ergriff, und ihn wieder die Treppe hinunter führte, rein mechanisch vor die Hausthüre, wo schon ein Wagen, auf sie wartend, stand.

Er stieg mit ein — wohin? — das war ihm ganz gleich. Unter anderen Umständen hätte er sich vielleicht darüber gewundert, daß sich Herr Ehrlich den ganz außergewöhnlichen Kosten eines Wagens zu einer Spazierfahrt nur unterziehen sollte, heute fiel es ihm aber gar nicht ein auch nur mit einer Silbe darüber nachzudenken, oder gar nach der Ursache zu fragen. Das Einzige was ihm einfiel, war, die unverhoffte Gelegenheit mit Herrn Ehrlich eine kurze Zeit allein zu sein, auch zu benutzen, und mit einer Art von verzweifeltem Muth das Verhältniß mit seiner Tochter abzubrechen aber — der verzweifelte Muth fehlte ihm eben. So oft er das Wort auf den Lippen spürte, blieb es auch zwischen den Zähnen stecken, er brachte es nicht heraus und gab indessen dem Schwiegervater in spe auf alle seine Fragen und Bemerkungen die verkehrtesten Antworten. Herr Ehrlich wußte wirklich gar nicht, was er heute aus seinem Schwiegersohne in spe machen sollte. Nichtsdestoweniger verdarb das

keineswegs dessen heute mehr als rosige Laune. Er lächelte oft still vor sich nieder, rieb sich ein paar Mal vergnügt die Hände, und wäre Salomo Schönbein nur ein klein wenig mehr für die Außenwelt zurechnungsfähig gewesen, so hätte er merken müssen, daß mit Herrn Ehrlich etwas ganz Absonderliches im Werke sei. Wie die Sachen aber standen, merkte er nicht das Geringste, und ehe er selber wußte wie er dahin gekommen, befand er sich auf dem Bahnhofe, sah sich in einem Coupee zwischen einer Menge von anderen fremden Menschen, und hörte, wie die Leute um ihn her sagten, es sei die höchste Zeit, daß sie angekommen, sonst hätten sie müssen zurückbleiben.

Erst das Rütteln des Eisenbahnwagens brachte ihn wieder in etwas zu sich selbst.

„Aber bester Herr Ehrlich," sagte er zu dem neben ihm sitzenden kleinen Manne, „ich begreife gar nicht — wohin fahren wir eigentlich?"

Herr Ehrlich aber erwiderte kein Wort, ergriff nur seine Hand, drückte sie aus Leibeskräften und sah ihn mit einem unverkennbar gerührten Blicke an.

Salomo schwindelte es ordentlich — er wußte nicht, wachte oder träumte er? — War das wirklich, daß ihm heute — vor wenigen Stunden Hanke & Blenkert ihre Tochter angetragen? — Hatte er wirk-

lich die Nummer 17,945 gesetzt und war mit dem großen Loos herausgekommen, und befand er sich jetzt seinem unausweichbaren Schwiegervater, dem Schneider gegenüber, der im Begriffe stand ihn nach irgend einem fremden Lande, vielleicht nach einer wüsten Insel zu entführen? — Vor den Ohren summte und hämmerte es dabei, das Rasseln der Wagen formte wunderliche, wie aus weiter Ferne zu ihm herüberklingende Melodien, und endlich fühlte er ordentlich wie ihm die Luft ausging. — Er wollte schreien — er wollte um Hülfe rufen. —

Da plötzlich hielt der Zug, Meister Ehrlich hatte seinen Hut ergriffen, faßte ihn selber jetzt unter den Arm, und aus dem geöffneten Coupee steigend, hielt wieder ein Wagen dort, der sie ohne daß eine Weigerung irgend etwas genützt hätte, in die Stadt hinaufführte.

Salomo Schönbein war aber auch in der That willenlos wie ein kleines Kind und jetzt ordentlich neugierig geworden, was aus dem Allen heute werden würde. Immer dabei mit sich kämpfend, dem Schneidermeister seine Gefühle zu entdecken und doch nicht im Stande Muth dazu zu fassen, hatte er wirklich mit sich machen lassen, was der Mann wollte. Als der Wagen aber endlich in einer engen Straße, dicht

vor einer Kirche hielt, fing ihm das Herz an wie ein Schmiedehammer in der Brust zu pochen, denn hinter dem Fenster, den grünen Myrthenkranz in den Haaren, mit lieblich erröthendem Angesichte stand seine Braut — und hinter ihr die unvermeidliche Schwiegermutter mit noch zwei andern jungen fremden Damen.

Salomo wurde hineingeführt, und er fühlte, daß er dabei kaum im Stande war zu gehen, so zitterten ihm die Kniee. — Sein Schwiegervater in spe erzählte ihm dabei mit von Freude strahlenden Augen, daß er und seine Frau sich diese Ueberraschung ausgedacht hätten, — daß Fanny schon lange gewünscht habe, in ihrem Geburtsort getraut zu werden, — daß er seine Sehnsucht, die Verbindung zu beschleunigen, kenne und die Tochter endlich den Bitten der Eltern nachgegeben habe in diese Ueberraschung zu willigen.

Während er ihm das Alles gutmüthig lächelnd mittheilte, und Salomo Schönbein auch nicht eine Silbe davon verstand, führte er ihn in die Stube zu seiner Braut, und was nachher da drinnen geschah, wußte er ebenfalls nicht. Wie ein Nachtwandler fiel er seiner Braut um den Hals — oder wurde ihr vielmehr umgefallen —- begrüßte die Uebrigen, deren Ge-

sichter, wie es ihm vorkam, alle einen Regenbogenschein hatten, trank dann Kaffee und aß Backwerk dazu, und kam eigentlich erst wieder zu sich selber, als er mit seiner Braut am Arme in die gerade gegenüberliegende Kirche schritt.

Die frische Luft draußen, nach der etwas schwülen Stube weckte ihn gewissermaßen aus seinem halbmagnetischen Schlafe. Er begann zu denken, und mit dem Denken überkam ihm auch auf einmal die Gewißheit seiner wahrhaft verzweifelten Lage. Seine ganze Pyramide von Luftschlössern, auf deren äußerstem Gipfel Hanke & Blenkert mit der Tochter des Geschäfts zwischen sich, in Vaterhuld lächelnd standen, hatte einen furchtbaren Riß bekommen, und drohte im nächsten Augenblick prasselnd zusammen zu brechen, und in den dunklen Gewitterwolken, die an seinem Zukunftshimmel aufstiegen, lachte ihm auch nicht ein einziger Zollbreit blauen, reinen Himmels.

Aber selbst der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird und in Salomo Schönbeins Herzen begann in diesem Augenblicke eine wunderbare entsetzliche Veränderung. Er haßte den Schneidermeister Ehrlich, der seine Hand gefaßt hatte sie und herzlich drückte — er haßte die Schwiegermutter, die mit blumengeschmückter Haube und freudestrahlendem

Antlitze hinter ihm drein schritt, — ja er haßte in diesem Augenblicke selbst seine Braut, das liebe holde Mädchen, das vertrauensvoll ihr ganzes Lebensglück in seine Hände legen wollte. Er vergaß, daß er selber es sei, der zuerst bittend an sie getreten und ihr vorgelogen hatte, wie unendlich glücklich sie ihn durch ihr Jawort mache. Er vergaß, daß der alte ehrliche Schneidermeister es zuerst gewesen, der dem armen unbedeutenden Commis sein Kind anvertraute, und ihm die erste Hand reichte in der Welt ein selbstständiger Mann zu werden. — Er mußte das Alles vergessen, wenn er den schwarzen Undank beschönigen wollte, der jetzt sein ganzes Herz füllte; er mußte sein Gewissen damit betäuben, daß er sich selber als schlecht behandelt, als mißbraucht hinstellte, wo er zuerst der Bittende gewesen.

Aber was half ihm jetzt das Grübeln, was der finstere Haß? — Unrettbar riß ihn sein Schicksal dem Unvermeidlichen entgegen. Wie sich mechanisch ein Fuß nach dem anderen hob, und Schritt nach Schritt die Entfernung kürzte, die ihn noch von dem geglaubten Abgrund trennte, mußte auch jede, selbst die letzte Hoffnung schwinden. Schon umfingen ihn die düsteren beengenden Räume der Sakristei — dort stand der Priester in dem schwarzen Rock, den sorgfältig

gefalteten symbolischen Mühlsteinkragen um den Hals und er kam sich in dem Augenblicke vor wie jemand, der in einen Strom gefallen ist, und mit reißender Schnelle einem donnernden Mühlwehr entgegengerissen wird.

Von den Uebrigen war indeß jedes viel zu sehr mit sich selber beschäftigt, die furchtbare Aufregung des Bräutigams zu bemerken, und wenn sie den Brautjungfern auch vielleicht nicht entging, schrieben diese dieselbe doch natürlich einer ganz anderen Ursache zu.

Der Geistliche hatte indessen seine Rede begonnen, und wußte dabei nicht wie viel Unglück er mit dem langen zähen Faden, den er spann, heraufbeschwor. Der fromme Mann hielt es für seine Schuldigkeit, den beiden jungen Leuten so recht mit Allgewalt in's Herz zu reden, und glaubte das nicht anders bewerkstelligen zu können, als wenn er lieber gleich von der Erschaffung der Welt seine Zuhörer allmählig bis zu dem Punkte führte, auf dem sie sich gegenwärtig befanden.

Salomo Schönbein indessen hörte so wenig von der Rede, wie er vorher von der Erzählung des Schwiegervaters und von den gerührten Worten der Schwiegermutter gehört. Aber in der Rede sammelte

er Kräfte, in der Rede kam er zu einem Bewußtsein seiner Lage, wenigstens von seinem Standpunkte aus. Ihm war es, als sei er ein armes hilfloses Opferthier, das von feindlichen Gestalten znm Altar geschleppt worden, abgeschlachtet zu werden; dort in weiter Ferne streckten Hanke & Blenkert mitleidig die Hände aus, ihn zu retten — mit aufgelösten Haaren und thränenschwimmenden Augen sah er die Tochter des Geschäfts, und wie mit einer Fluth von Eis durchgoß es ihn, als in diesem Augenblicke der Geistliche, der gerade seine Rede zu einem glücklichen Ende gebracht, seine und der Braut Hand ergriff und die entscheidende Frage an ihn richtete:

„Wollen Sie diese Jungfrau, Fanny Sophie Barbara Ehrlich zu Ihrer ehelichen Gattin wählen, wollen Sie in Freud und Leid, in Krankheit und Trübsal treu bei ihr ausharren, und ihr hilfreich und liebend zur Seite steh'n, in Allem was das Schicksal Ihnen auferlegen möge?"

Wie in einem Traume war es ihm dabei als ob er schon neben sich das leise flüsternde schüchterne Ja der Braut gehört. Da faßte ihn der böse Geist — da raunte ihm ein schwarzer Unhold aus der Unterwelt in's Ohr: noch sei es möglich die verhaßte Fessel zu brechen. Vor seinem wirren Blicke hob sich

bittend, flehend die Tochter des Geschäfts und mit heiserer angstgequälter Stimme rief er:

„Nein!"

Nach diesem Augenblicke hatte er ein unbestimmtes Gefühl, als ob irgend jemand an seiner Seite ohnmächtig würde, als ob zwei jugendliche Stimmen einen schwachen Schrei ausstießen, und eine alte Dame mit einem großen Blumenbouquet auf der Mütze ihm die Augen auskratzen wolle. Im nächsten Moment aber fand er sich auf der Straße, flog mehr als er ging eine schmale Quergasse hinunter, kam gerade auf den Bahnhof, als der Zug anbraußte und — war gerettet.

Von dem Momente an, wo sich Salomo Schönbein wie er es nannte, ermannt hatte, kam auch ein anderer Geist — ein Geist der finsteren hartnäckigen Entschlossenheit über ihn. Das Schlimmste was überhaupt geschehen konnte, war geschehen — der Würfel gefallen und noch dazu ohne seine eigene Schuld. Weßhalb hatte der alte Schneidermeister die Trauung so übereilt, wenn er nicht Kunde von dem Lotteriegewinnst des Glücklichen bekommen und jetzt recht gut wußte, daß seine Tochter des reichen

Eidams nicht mehr würdig war. Diese Gier nach schönem Gold hatte er bestraft; er hatte die Banden abgeschüttelt, die ihn noch an die unteren Schichten der Gesellschaft gefesselt, und mit kaltem Blute wollte er fortan seinen Weg verfolgen.

Was jetzt noch kommen konnte und mußte, wußte er recht gut: herzbrechende Vorwürfe der abgeschüttelten Schwiegerältern, Thränen und Klagen der verschmähten Braut — bah, das war noch ein schlimmer Tag, und dann aber auch Alles glücklich überstanden. Morgen früh mit Tagesanbruch zog er aus, und heute — ei zum Henker, er brauchte ja nur seine Thür zuzuschließen und niemanden herein zu lassen, dann hatte er von selber Ruhe.

Das geschah. Zu Haus angekommen, schloß er sich ein und gedachte erst spät Abends auszugehen, denn die Familie Meister Ehrlichs zog sich immer sehr früh zurück. Nach etwa zwei Stunden hörte er einen Wagen rasseln und vor der Thüre halten, aber er wagte nicht aus dem Fenster zu sehen. Jedenfalls war die Familie zurückgekehrt und er durfte nun auf den Besuch des Schneidermeisters rechnen — aber niemand kam. Er hörte im Hause Thüren öffnen und schließen und Schritte auf der Treppe und dem Vorsaal, aber an seine Thür kam niemand — Nie-

mand bekümmerte sich um ihn, und Salomo Schönbein wurde zuletzt — so sehr ihm das falsche Herz auch im Anfange gepocht — ordentlich ärgerlich darüber.

Das aber half ihm nichts — der Abend kam, an dem er sonst regelmäßig zur bestimmten Zeit zum Nachtessen gerufen wurde. Heute erschien niemand; selbst das Mädchen, das sein Zimmer zu besorgen hatte, kam nicht herauf. — Wollten sie ihn aushungern? — Unten im Hause schien Alles seinen regelmäßigen Gang zu haben; kein lautes Wort wurde gehört. Der Klang der Schritte drang deutlich zu ihm herauf, wie die Gesellen zu ihrer gewöhnlichen Zeit ihre Arbeitstische verließen. — Vorsichtig schaute er jetzt aus dem Fenster, aber keiner der Leute sah zu ihm herauf. Unten gab der eine der Gesellen dem Lehrjungen eine Ohrfeige, weil er so lange auf einem Besorgungswege ausgeblieben war, dann gingen die Leute ruhig ihrer Wege — sie konnten keine Ahnung von dem haben, was heute in dem Hause ihres Meisters — oder wenigstens in dessen Familie — vorgegangen war.

Es dunkelte schon, ehe sich Salomo getraute sein Zimmer zu verlassen, denn sein böses Gewissen ließ ihn fürchten, irgend einem Familienmitglied, selbst dem Dienstmädchen zu begegnen. Vorsichtig verließ

er deßhalb das Haus, heute Abend in einer Restauration sein souper zu verzehren und kehrte erst nach elf Uhr zurück. Insofern aber hatte er seine Zeit vortrefflich dabei benutzt, daß er einen Contrakt über eine vorläufige neue Wohnung in der Nähe des Hanke & Blenkertschen Geschäftes abgeschlossen. Er traf den Eigenthümer eines dort gelegenen Hauses beim Billard, und erfuhr hier zu seiner Freude, daß derselbe ein kleines Logis für einen einzelnen soliden Herrn gerade frei und leer stehen habe. Salomo Schönbein betrachtete das als einen Wink des Himmels, zahlte einen Thaler Draufgeld und meldete sich bei seinem neuen Wirthe auf morgen früh an.

Der Morgen kam. Salomo hatte in seiner gestrigen Aufregung am Abend vorher mehr wie gewöhnlich getrunken, und deßhalb auch heute länger wie gewöhnlich geschlafen. Sein Erwachen war ebenfalls höchst unangenehmer Art. Heute, mit kaltem Blut, wollte es ihm doch beinahe vorkommen, als ob er gegen die Leute, die ihn so herzlich aufgenommen, nicht ganz redlich gehandelt — als ob Fanny wohl Ursache habe, sich über ihn zu beklagen. Allerdings hatte er früher selber geglaubt daß er sie liebe, das Gefühl aber, das jedenfalls nur Achtung gewesen, mißverstanden, und sollte er jetzt, da er das noch zur rechten

Zeit entdeckt, sein ganzes Leben, seine ganze bürgerliche Existenz, einem solchen Wahne opfern? —

Nein — das ging unmöglich an. Hatte er gefehlt, so war es geschehen; er wollte dem Meister Ehrlich keine weiteren Vorwürfe machen. Das Alles lag aber jetzt auch hinter ihm und er, Salomo Schönbein, ging einem neuen glänzenden Leben entgegen.

Mit diesen Gedanken war er aufgestanden, hatte sich gewaschen und angezogen, und befand sich, ohne Kaffee, eigentlich noch immer etwas unbehaglich. Aber er mochte nicht danach klingeln und wollte ihn lieber heute Morgen auswärts trinken. Ueberdies mußte er jetzt zu Hauke & Blenkert in das Geschäft, sich dort noch für heute Morgen, seines Umzugs wegen, zu entschuldigen, — dann hatte er nur noch die allerdings fatale Unterredung mit seinem Wirth und gewesenen Schwiegervater in spe in Aussicht, und mit der war auch das letzte Unangenehme überstanden — Fanny würde sich schon nicht dabei sehen lassen, und er hoffte ihr gar nicht mehr zu begegnen. Ueberdies konnte ihm ja auch der alte Ehrlich gar nichts anhaben. Wollte er ihm Vorwürfe machen? — dazu hatte er kein Recht und er brauchte sich das nicht gefallen zu lassen, und wurde er — Salomo schrack zusammen, denn an seiner Thüre klopfte leise ein Finger.

Unwillkürlich fast und ehe er wußte was er that, mehr nach alter Gewohnheit rief er „herein", und eine Hand drückte draußen die Klinke nieder. — Aber die Thür war noch verschlossen, und Salomo konnte jetzt nicht anders als öffnen — jedenfalls war es die Rieke, die ihm den Kaffe brachte.

Er schob den Nachtriegel zurück und klinkte die Thür auf, fuhr aber unwillkürlich mit einem leisen Ausruf des Erstaunens zurück, als Fanny, die verrathene Fanny selber, fertig zum Ausgehn angezogen, vor ihm stand.

„Fanny!" rief er fast unwillkürlich aus, während das junge Mädchen, ihr Auge fest auf ihn geheftet, das Zimmer betrat, und die Thür hinter sich wieder in das Schloß drückte.

„Herr Schönbein", sagte sie dabei ernst, nur mit einer abweisenden Bewegung, als ihr der verlegene Ungetreue einen Stuhl anbieten wollte, „ich finde Ihr Erstaunen gerechtfertigt, mich, nach dem, was gestern vorgefallen, heute auf Ihrem Zimmer zu sehn."

„Beste Fanny!"

„Bitte unterbrechen Sie mich nicht", sagte das Mädchen kalt, „und nennen Sie mich nicht mehr mit einem Namen, zu dem Sie kein Recht mehr haben.

Ich bin von jetzt an für Sie nur noch die Tochter des Schneidermeister Ehrlich — eine Fremde. Doch zur Sache — Sie werden mir wohl glauben, daß mir dieser Schritt schwer genug geworden ist, und es hat einen langen Kampf gekostet, bis ich mich dazu entschlossen habe. Aber es mußte sein, denn mein ganzes künftiges Lebensglück stand dabei auf dem Spiel, und wenn Sie das auch kalt lassen würde, war ich es mir selber schuldig."

„Aber beste Fan — bestes Fräulein Ehrlich —".

„Ich will Sie nicht lange über die Absicht meines Besuches in Zweifel lassen", fuhr das Mädchen ernst fort, „Ihnen aber auch zugleich bekennen, daß ich weiß, weßhalb Sie mich verschmäht. Daß es auf eine solche Weise geschehen, mögen Sie vor sich und Gott verantworten, mir sollen Sie darüber keine Rechenschaft schuldig sein. Aber der Welt gegenüber hatten Sie kein Recht meinen guten Namen dem Spotte und Hohne Preis zu geben, und der Welt gegenüber müssen Sie mir Genugthuung geben."

„Ich gebe Ihnen mein Wort", stammelte Salomo, im höchsten Grade über die Worte, über das ganze Benehmen des Mädchens bestürzt, „daß mir der gestrige Vorfall selber unendlich leid und schmerzlich

ist, und ich gern Alles thun werde, was in meinen Kräften steht —"

„Ich nehme Sie beim Wort", sagte das schöne Mädchen ernst. „So hören Sie denn was ich von Ihnen verlange. Es ist ein Glück, daß unsere gestrige Kirchenscene niemanden bis jetzt bekannt ist als dem Geistlichen, den mein Vater bis jetzt bewogen hat zu schweigen, und meinen beiden Freundinnen. Die letzteren haben, wie ich versichert zu sein glaube, bis jetzt noch nicht darüber gesprochen, aber daß sie auf die Länge der Zeit nicht im Stande sein werden das Geheimniß zu bewahren, davon sind Sie wohl, mein Herr, so fest überzeugt wie ich selber. Würde jene Scene aber hier in Xheim bekannt, so wäre mein Name damit an den Pranger geschlagen. Ich wäre das Stichblatt für alle erbärmlichen Witzbolde des ganzen Ortes, und was hat ein armes Mädchen weiter, als ihren guten Namen?"

„Aber was, um Gottes Willen, kann ich thun? — Mein Herz —"

„Schweigen Sie von Ihrem Herzen", sagte die Jungfrau kalt, das hat hierbei Nichts mehr zu thun. Mein Herz haben Sie zertreten und damit sind wir fertig. Für mich gibt es auch nur ein einziges Mittel dem Hohn der Welt zu begegnen — wenn das auch

ein verzweifeltes ist, und ich sehe keinen Grund dafür es Ihnen nicht zu nennen. — Unser Altgesell — ein braver wackerer Mensch — liebt mich schon seit längerer Zeit — ich habe seine Liebe nicht erwidert, weil ich — schwach genug war, den Schwüren eines Anderen zu glauben. Das hat sich jetzt geändert und heute Abend noch werde ich sein Weib. Mein Vater ist heute morgen schon mit Tagesanbruch nach meinem Geburtsorte gefahren, die nöthigen Aufgebote mit Geld auszugleichen und mein künftiger Mann übernimmt das Geschäft, von dem sich mein Vater zurückziehen — ihm wenigstens die Leitung überlassen wird. Vorher aber muß ich durch Sie selbst auch vor der Welt gerechtfertigt werden, damit böse Zungen ferner nicht im Stande sind, mir die Schmach des gestrigen Tages vorzuwerfen. Mit einem Wort, Sie müssen mir Genugthuung für das Erlittene geben."

„Aber Sie spannen mich auf die Folter, Fräulein", sagte Salomo bestürzt — „So sehr ich mich über Ihren Entschluß was den wackeren Altgesellen betrifft, freue, so begreife ich doch nicht in welcher Art die Genugthuung sein kann, die ich Ihnen geben soll. Ich kann mich doch nicht — mit Ihnen" —

„Sie sollen es gleich hören", unterbrach ihn

Fanny. „Von jetzt an ist natürlich jeder Verkehr zwischen uns abgebrochen, und ich hoffe sogar, daß Sie mich künftig, wenn wir uns ja zufällig auf der Straße treffen, nicht einmal mehr grüßen werden. Ich will selbst vergessen lernen, daß wir uns je gekannt haben, aber heute — müssen Sie mich noch einmal nach Ersheim in die Kirche begleiten, die gestern der Schauplatz meiner Schande war."

„Nach Ersheim in die Kirche?" rief Salomo wirklich erstaunt.

„Ja", sagte Fanny ruhig — „und zwar zum Altar wie gestern. Welchen Zwang ich meinem Herzen dabei anthun muß, mir noch einmal den gestrigen furchtbaren Augenblick so lebhaft in's Gedächtniß zurück zu rufen, können Sie sich wohl denken; die Erinnerung daran würde mich aber wahnsinnig machen, verweigerten Sie mir die Genugthuung die ich von Ihnen fordere!"

„Aber Sie sprechen in Räthseln!"

„Die leicht zu lösen sind", sagte die Jungfrau düster, „die größte Schmach, die einem unbescholtenen Mädchen widerfahren kann, haben Sie mir gestern angethan, und mein Vater wollte sie, trotz seinen Jahren, nur in Blut abgewaschen wissen. Meine Bitten haben vermocht daß er der Vernunft Gehör gab; er

hätte sein Kind sonst nur noch mehr dem Gespött der Leute preisgegeben. Andere Genugthuung sollen Sie mir geben. Gestern sprachen Sie ein Nein, als der Geistliche Sie zu Ihrer Antwort nach unserer christlichen Trauungsformel aufforderte — verschmähten die Braut, die vertrauensvoll an Ihre Seite getreten war — heute müssen Sie mir die Genugthuung geben, Sie zu verschmähen."

„Wir sollen noch einmal zusammen vor den Altar treten?" rief Salomo Schönbein auf's Aeußerste erstaunt.

„Ja", sagte das Mädchen mit kalter Entschlossenheit, in Blick und Ton. „Die Rache will und muß ich haben, daß ich Ihnen Gleiches mit Gleichem bezahlen kann. Sie sollen Ihr Ja auf die Frage heute klar und deutlich sprechen, und meine Ehrenrettung sei dann Ihr gestriges Nein."

„Aber das geht ja unmöglich an", stammelte Herr Schönbein wirklich bestürzt.

„Geht unmöglich an", erwiderte das Mädchen mit kaltem Hohn. „Fürchten Sie sich, mein Herr, dem zu begegnen, was Sie gestern die Grausamkeit hatten mit durchdachter Bosheit auf mich, ein armes hilfloses Mädchen zu häufen? — Geht das jetzt unmöglich an? — Gut; dann aber gebe ich Ihnen mein

Wort, daß ich in zehn Minuten auch bei Hanke & Blenkert bin — Sie werden roth wie Blut? — Hab' ich den richtigen Fleck getroffen? Aber beruhigen Sie sich — Sie können nichts mehr verrathen, ich weiß schon Alles."

„Sie wissen? —"

„Ich weiß weshalb ich verrathen bin, und gönne Ihnen Ihr Glück — wenn Sie meinen Willen vorher erfüllen. Weigern Sie sich aber, dann — was kann mir dann noch an der Achtung der Menschen liegen. — Mein Name wird dann in Spott und Uebermuth auf jedes Buben Lippe sein, und ich selber brauche nichts mehr zu verheimlichen. Weigern Sie sich also, mir die verlangte Genugthuung zu geben, dann will ich selbst mit Rosalinde Blenkert sprechen. Von meinen Lippen soll sie erfahren, welche Rolle Sie in unserem Hause gespielt — von meinen Lippen soll sie hören" —

„Lassen Sie mir nur eine Viertelstunde Zeit" unterbrach sie Salomo mit flehendem Tone — „nur 15 Minuten, mir Alles zu überlegen, was Sie von mir verlangen."

„Die seien Ihnen gestattet" — sagte Fanny ruhig — „längere Zeit haben wir überdies nicht; die nächste Viertelstunde muß es entscheiden, ob Sie mir helfen

wollen — ob ich mir selber helfen soll. Ich lasse Sie **für** diese Zeit allein, und werde indessen auf dem Vorsaal auf und abgehen."

„Aber Fräulein Fanny —"

„Zurück mein Herr!" rief das Mädchen, den bittend nach ihr ausgestreckten Arm mit Entrüstung fortschleudernd — „wenn Sie noch einen Funken von Mitleid mit mir haben, so erfüllen Sie meinen Wunsch, daß ich mit dem heutigen Tage Ihrer verhaßten Nähe enthoben werde — mehr verlange ich nicht. Erfüllen Sie ihn aber nicht, dann sollen Sie erfahren, was ein zum Tod beleidigtes Weib vermag" und ehe er ihr nur eine Sylbe erwidern konnte, verschwand sie durch die Thür, und warf sie wieder hinter sich in's Schloß.

Salomo Schönbein blieb in peinlicher Verlegenheit, wie sie ihn verlassen hatte, noch eine Weile stehn. Seinem scharfen Ohr entging aber nicht, daß das gereizte Mädchen wirklich draußen auf dem Vorsaale mit raschen Schritten auf und abwanderte — sie wartete bis die ihm gestattete Frist abgelaufen war, und er selbst befand sich jetzt in der peinlichsten Verlegenheit. — Aber was sollte er thun? Noch einmal die Trauungsceremonie durchmachen, und sich dann durch die beleidigte schöne Furie mit einem **Nein** blamiren

zu lassen? es war zu entsetzlich, wenn er auch wohl gut genug fühlte, wie gerecht das Verlangen war, und wie sehr er es verdient hatte. Und weigerte er sich, — die erzürnte Schöne da draußen wäre zu Allem fähig gewesen, und wenn sie jetzt zu Hanke & Blenkert ging, konnte Alles schief gehen.

Noch wußten diese von nichts, und brachte er heute seine früheren Principale dahin, die Verlobung mit ihrer Tochter und Salomo Schönbein nur zu declariren, so konnten sie dann nicht mehr zurück, mochte geschehen sein was da wolle. Er selber wollte dann schon vorbauen und in günstiger Stunde seiner zukünftigen Braut die Sache so erzählen, wie sie für ihn am günstigsten lautete. Lief aber das gereizte Mädchen jetzt hinauf, und erzählte Alles was sie wußte, so brauchte sie das Ganze nur noch ein wenig auszuschmücken, und er war verloren — seine Stellung zu Hanke & Blenkert und zur Tochter des Geschäfts für immer ruinirt.

Fügte er sich also der kleineren Unannehmlichkeit und schwor ihm Fanny, daß sie die Sache als Geheimniß bewahren und ihre Freundinnen ebenfalls dazu verpflichten wolle, so durfte er doch wenigstens hoffen, daß sie nicht vor den nächsten 14 Tagen ruch-

bar wurde, und bis dahin konnte er aufgeboten und getraut sein.

„Haben Sie sich entschlossen?“ fragte da plötzlich Fanny, die wieder mit eiserner Ruhe auf der Schwelle erschien.

„Ja“ stöhnte Salomo, „ich fühle, daß ich Ihnen diese Genugthuung schuldig bin — Sie können es von mir verlangen.“

„Es ist gut — so kommen Sie —“

„Aber vorher müssen Sie mir schwören, daß Sie gegen niemanden Gebrauch davon machen wollen?“

„Wie meinen Sie das?“ fragte die Jungfrau kalt.

„Daß Sie — daß Sie niemanden das was heute geschehen wird, erzählen“, sagte Salomo etwas verlegen.

„Glauben Sie, daß ich mit meiner eigenen Schande prahlen werde?“ rief Fanny.

„Mißverstehen Sie mich um Gottes Willen nicht“, bat Salomo, dem jetzt nur vor allen Dingen daran lag, die Erzürnte nicht noch mehr zu reizen. „Ich meinte mit dem *sie* nicht *Sie* mein Fräulein, sondern die beiden jungen Damen, die wahrscheinlich auch heute Zeugen sein werden. Wenn Sie *die* dazu verpflichten wollten —“

„*Gestern* stellten Sie die Bedingung *nicht*“,

sagte Fanny, mit bitterem Lächeln auf den früheren Bräutigam sehend, „aber es sei. Ich nehme das zugleich als ein Geständniß, daß Sie wenigstens in etwas Reue fühlen und jetzt empfinden, wie tief Sie mich eigentlich beleidigt. Ich verspreche Ihnen also dafür zu sorgen, und glaube, Ihnen davon Schweigen verbürgen zu können. Sie sollen es mir schwören. Aber jetzt fort — die Zeit vergeht und wir dürfen den nächsten Zug nicht versäumen, denn mein Vater und der Geistliche warten schon in Ersheim auf uns."

„Jetzt gleich?" rief Salomo erschreckt — „ich hätte erst nothwendig einen Weg zu gehen."

„Reut Sie ihre Zusage schon?" rief Fanny höhnisch — „Sie sind an Nichts gebunden und können ganz hier bleiben — möglich dann, daß uns der nothwendige Weg, den Sie zu gehen haben, in eine Straße, in ein Haus führte."

„Trauen Sie mir das nicht zu", bat aber Salomo erschreckt — „Sie haben übrigens recht; es ist vielleicht besser wir machen etwas, das für uns Beide — für alle dabei Betheiligten peinlich sein muß, so rasch als möglich ab."

„Gut, dann brauchen wir auch weiter kein Wort darüber zu verlieren", sagte Fanny kalt. „Folgen Sie mir — der Wagen wartet unten."

Salomo Schönbein konnte nicht mehr zurück. Er nahm seinen Hut und fand sich wenige Minuten später mit Fanny in einem glücklicher Weise geschlossenen Wagen, der sie auf des Mädchens Angabe rasch zum Bahnhof brachte.

Unterwegs sprach Fanny kein Wort. Den Shawl um sich geschlagen, lehnte sie in der einen Wagenecke, und preßte ihr Tuch gegen die Augen. Auf dem Bahnhof zahlte Salomo die Plätze, und war nur froh daß er dort keinen Bekannten traf, und in Ersheim angekommen, wurden sie an dem nemlichen Hause vor dem sie gestern abgestiegen, von der schon dort ihrer harrenden Familie empfangen. — Aber Niemand begrüßte ihn, oder nahm nur die geringste Notiz von ihm. Stillschweigend und mit kalter Höflichkeit deutete die Mutter auf den Kaffeetisch, und als sich Schönbein, mehr aus Verlegenheit, als weil er irgend ein Bedürfniß darnach fühlte, eine Tasse eingeschenkt und sie getrunken hatte, meldete der alte Ehrlich schon, daß der Geistliche ihrer harre, und die Ceremonie beginnen könne.

Salomo Schönbein war es, als ob er zum Hochgericht geführt werden solle; aber er biß die Zähne fest auf einander. In einer Stunde ging der Zug wieder nach Xheim zurück — dann war Alles vorüber,

Alles überstanden, und die peinliche Viertelstunde, die ihm noch zu durchleben blieb, ging ja auch vorüber. Er bot sogar in aller Verlegenheit seiner Pseudo-Braut den Arm, diese wies ihn jedoch kalt, wenn auch nicht unfreundlich zurück und der kleine Zug begab sich, queer über die schmale Straße, in die dicht vor dem Haus stehende Kirche.

Dort fanden sie den Geistlichen wie gestern, in seinem Ornat; aber keine Blumen waren, wie gestern, gestreut, kein freundliches Lächeln der Eltern begrüßte die jungen Leute an der heiligen Stätte. Alle nöthigen Vorbereitungen wurden wohl feierlich, wie sie der Ort mit sich brachte, aber still und stumm und ernst beendet, und zitternden Herzens trat der Bräutigam zum Altare — er fühlte nicht einmal, daß die Hand der Braut, die sie ihm jetzt der Form wegen lassen mußte, noch stärker in der seinen bebte, als er selbst.

„Wollen Sie diese Jungfrau", frug ihn da der Geistliche wieder wie gestern, „Fanny Sophie Barbara Ehrlich zu ihrer ehelichen Gattin wählen, wollen Sie in Freud und Leid, in Krankheit und Trübsal treu bei ihr ausharren, und ihr hilfreich und liebend zur Seite stehen, in Allem was das Schicksal Ihnen auferlegen möge?"

„Ja", sagte Salomo mit nicht sehr lauter, aber

fester und deutlicher Stimme und zu Boden gesenktem Blick, denn er wußte, was jetzt folgen mußte.

„Und wollen Sie" — wandte sich der Geistliche an die todtenbleiche Braut, „diesen Junggesellen, Herrn Salomo Gotthelf Schönbein, zu ihrem ehelichen Gatten wählen? ihm treu sein und gehorchen und bei ihm ausharren in Freud und Leid, in Krankheit und Trübsal und ihm hilfreich und liebend zur Seite stehen, in Allem was das Schicksal Ihnen auferlegen möge?"

„Ja", antwortete da Fanny mit fester, entschlossener Stimme und Salomo ließ erschreckt ihre Hand los und starrte sie mit weit aufgerissenen, stieren Augen an. Der Geistliche nahm den Ring von seinem Finger — er fühlte es nicht — er steckte ihm den andern an, ohne daß Salomo eine Ahnung davon hatte — er sprach die üblichen Formeln und den Segen — er hörte nichts davon und nur erst als die Mutter die junge Frau in die Arme nahm und sie küßte, und Meister Ehrlich Salomos Hand ergriff, fuhr dieser in blinder Wuth empor und schrie:

„Betrüg —!"

Aber er brachte das Wort nicht ganz über die Lippen. Meister Ehrlich hatte seine Hand wie in einem Schraubstock gefaßt, und ihn zu sich nieder-

ziehend flüsterte er, dem jungen Manne dabei einen warnenden aber auch zugleich drohenden Blick zuwerfend:

„Pst Schwiegersohn, seien Sie gescheut und fügen Sie sich geduldig in das Unabänderliche, daß Sie nicht auch am Ende noch ausgelacht werden. Was geschehen ist, ist geschehen — das Wort des Geistlichen steht unauslöschbar fest, und — bedenken Sie vor Allem, wo Sie sich hier befinden."

„Aber ihre Tochter —" rief Salomo.

„Hat gehandelt wie sie mußte", sagte der alte Mann, ihn mit sich bei Seite führend. „Die Schmach, die Sie ihr angethan, durfte sie nicht auf sich sitzen lassen, sie wäre gebrandmarkt gewesen für ihr ganzes Leben, und das hat mein braves Kind nicht ihrer selbst willen — nicht um Sie verdient. Sie ist gestraft genug, daß Sie Ihr Mann geworden sind."

„So bin ich verrathen worden."

„Nein, das nicht", lächelte der Meister, „aber verheirathet und da es, trotz Ihrem eben nicht freundlichen Betragen, bei unserer früheren Verabredung bleibt, so hoffe ich noch einen tüchtigen braven Mann und ordentlichen Ausschnitt-Waarenhändler aus Ihnen zu machen."

„Und Hanke & Blenkert —"

„Was gehen uns Hanke & Blenkert an", sagte der Schneidermeister ruhig — „jetzt führen Sie Ihre Frau zu Haus. Lassen Sie sich doch um Gottes Willen Nichts vor den beiden Mädchen merken. Die Dinger können ja den Mund nicht halten, und wenn die nur eine Ahnung davon hätten wie die Sache wirklich steht, wüßte es Morgen früh ganz Xheim, und daran liegt Ihnen doch gewiß nicht viel."

Salomo Schönbein war wie vor den Kopf geschlagen. An dem Geschehenen ließ sich aber in der That — darin hatte der Meister recht — nichts mehr ändern. Die Trauung war nach allen Regeln, Formen und Gesetzen vollzogen und Salomo Schönbein — lieber Leser, — Salomo Schönbein fügte sich in das Unabänderliche und hat später diese Heirath nie bereut.

Hanke & Blenkert, aus deren Geschäft er natürlich augenblicklich treten mußte, machten sechs Wochen später einen bösartigen Bankerott und Salomo Schönbein stand schon in derselben Zeit einem Geschäfte vor, das sich durch des alten Ehrlich Umsicht alljährlich vergrößerte.

Fanny hat übrigens ihrem Mann, als sie sich endlich verständigten, fest versprochen, nie wieder Ja zu sagen, wenn sie eigentlich Nein sagen sollte, und daß sie das jenes eine Mal gethan, hat niemand weniger bereut als Salomo Schönbein.

Zur Naturgeschichte des Menschen.

Eine höchst flüchtige ethnographische Betrachtung.

Es gibt kein weiter verbreitetes, größeres und mannigfaltigeres genus unter den Säugethieren, als das erste, und — wie wir selber als Menschen nicht gut anders annehmen können — bildungsfähigste und gebildetste derselben — das genus homo.

Das am weitesten verbreitete ist es insofern, als nur der Mensch, ebenso wie die gemeine Hausfliege, überall auf der, von uns bescheiden die Welt genannten, Erde angetroffen wird. — In den Eisregionen, trotzdem daß dort das Quecksilber wie der Mensch friert, läßt er sich ganze Winter hindurch einschneien; unter der sengenden Zone des Aequators ist er zu Haus, in der gemäßigten aber wuchert er, wie das Geschlecht der Pilze, und außerdem bieten ihm Höhen oder Tiefen, wie gewöhnliche elementarische Hindernisse keineswegs hinreichenden Widerstand, daß er ihn

nicht schließlich doch überwände. Während sich ein Theil in die Erde gräbt — tiefer als der misantropischeste Maulwurf je daran dachte einzufahren, klettern Andere auf den Montblanc, die Jungfrau, den Chimborazo und Dwalagiri, nur um das Vergnügen zu haben wieder hinunter zu sehen. Aeronauten fliegen durch die Lüfte, und hie und da taucht sogar plötzlich, zum unbegrenzten Erstaunen zufälliger Augenzeugen, ein vollkommen athemloses Menschenkind aus irgend einem Theil des Meeres auf, wo es unten auf dem Grund nach verkümmerten Muschelthieren oder angefaulten Schiffen gesucht hatte.

Es ist in der That kein erreichbarer Winkel der Erde oder Elemente von ihnen frei — die Flamme ausgenommen, die sich, wie bekannt, Mephisto vorbehalten. Sei es mit Regenschirmen oder Botanisirtrommeln, mit Schneeschuhen oder barfuß, unverdrossen durchstreifen sie das Land, bauen sich Hütten auf Pfähle mitten in den Sumpf, um vor Wasserbestien — im Wald hoch in die Bäume, um vor wilden Thieren — tief in den Schnee, um vor Kälte — an felsige Abhänge hinauf, um vor Ueberschwemmungen — weit in Einöden, um vor Besuchen sicher zu sein, und schaffen und arbeiten, mühen und quälen sich ab, nur um — nach einem gewissen, ihnen zum

Athmen gestatteten Zeitraume ihren Platz in der Erde, neben den Vorangegangenen, einzunehmen.

Körperlich unterscheidet sich der Mensch dabei nur wenig von den andern Säugethieren, und wo das ja der Fall ist, stets zu seinem Nachtheil. Das Wild ist flüchtiger, Ochse und Pferd, wie tausend andere, sind stärker. Auch schärfere Sinne haben die Thiere, und keines von allen bleibt so lange hülflos wie der Mensch, wird im Alter wieder so hülfsbedürftig wie er. Findelhäuser, Kleinkinderbewahranstalten, Irren- und Besserungshäuser mit den verschiedenen Spitälern sind dafür die besten Beweise; Ammenzulpe und Fallhüte gar nicht gerechnet. — Sein Geist verleiht ihm dagegen in den von ihm erfundenen Maschinen die hundertfache Stärke des Ochsen, die Flüchtigkeit des edlen Pferdes, die Kunstfertigkeit des Fisches, die Kraft und Gefährlichkeit des Tigers, und durch den Geist eben wurde er der Herr der Thiere. Diese Thatsache steht fest, und wir brauchen dabei nicht einmal anzunehmen, wie es einige unserer „Mitbrüder" thun, daß Gott der Herr die ganze Erde, mit dem entsprechenden Planetensystem, nur des Menschen wegen geschaffen habe.

So ähnlich der Mensch aber auch, um noch einmal auf das Physische der Sache zurückzukommen,

eben in seinem eigentlichen Körper dem Thiere sein mag, so finden sich doch auch hierin wieder auffallende Unterscheidungszeichen. Erstens — der Mensch geht aufrecht, d. h. er könnte es wenigstens thun, findet es aber nicht immer passend, denn es gibt nicht sowohl einzelne Individuen als Ausnahmen, sondern ganze Species, die es für weit vortheilhafter und zweckdienlicher halten, gebückt durch das Leben zu gehen. Nur innerhalb ihrer eigenen Wohnungen nehmen solche Exemplare, besonders ihren Familien und Untergebenen gegenüber, die würdige und aufrechte Haltung des Menschen an, und tragen dann den Kopf mit den dazu gehörenden Gesichtstheilen um so viel höher, je tiefer sie ihn draußen bücken. — Zweitens ist dem Menschen die Sprache gegeben, d. h. er bringt andern Menschen theils verständliche, theils unverständliche Laute über die Lippen, und wäre im Stande das, was er denkt, immer frei und deutlich zu sagen — wenn ihn nicht oft direkte oder indirekte Rücksichten daran verhinderten.

Ob aber die Sprache dem Menschen in der That einen so großen Vorzug vor dem Thiere giebt, wage ich wirklich nicht unbeschränkt zu behaupten. Hätten wir allerdings eine Sprache über die ganze Erde, und verständen entfernte Völker, oder selbst nur unsere

nächsten Nachbarn das, was wir ihnen gern sagen wollten, dann allerdings wäre die menschliche Sprache etwas, das den Menschen selber himmelhoch über das Thier erhöbe. Wie die Sache aber jetzt steht, dürfen nur ein paar Leute von verschiedenen Ländern zusammenkommen und die Heidenkonfusion ist fertig. — Auch die Thiere haben — wie wir nicht ableugnen können, ausgenommen wir wollen blind sein — eine ihnen eigenthümliche Sprache unter einander, nach der sie sich vollkommen gut verstehen und ihre Bewegungen regeln. Das Wild, die Zugvögel, ja selbst die Hausthiere besitzen Laute und Zeichen, durch welche sie sich leicht und sicher verständigen können. Die nach Afrika ziehende Schwalbe, wenn sie mit anderen aus den verschiedensten Ländern zusammentrifft, zwitschert ihre Berichte leicht und geschwätzig hin; der Storch klappert seine Erzählungen dem von Schweden oder England gekommenen Verwandten ebenso deutlich her, wie der Kranich im Vorüberstreichen die Kameraden aus Deutschland und Italien zusammenruft. Nur wo verschiedene Thiergattungen mitsammen leben müssen, kommt es zu Zänkereien, und das erklärt auch die ewige Streitsucht zwischen Hunden und Katzen. Sie verstehen eben einander nicht.

Wie dem aber auch sei, der Mensch hat seine

Sprache mit solcher Meisterschaft vervollkommnet, daß ihn das Thier auf dieser Höhe nicht erreichen kann, und wir mögen sie deßhalb immer als einen Vorzug betrachten. Der Mensch ist nemlich im Stande, mit kunstvoll gefügten Worten alles zu beweisen und zu rechtfertigen, was er für gut findet, ja er kann sogar — eine Fähigkeit die dem Thiere vollständig abgeht — damit lügen. — Außerdem braucht der civilisirte Mensch, um sich von einer Stelle zur andern zu bewegen, einen Paß, — zu seiner Fortpflanzung eine polizeiliche Erlaubniß, und trägt — das sicherste Merkmal von allen — Kleider, deren Form von einer besondern Varietät des genus — Schneider genannt — bestimmt wird. — Soweit seine physischen Unterscheidungszeichen von den übrigen Säugethieren.

Psychisch dagegen steht er hoch über dem ihm untergeordneten Thier, oder hat sich wenigstens eben durch seine geistigen Kräfte über dasselbe emporgeschwungen. Aelteren Uebertragungen und Bildern zufolge sollen nemlich Adam und Eva im Paradies mit den dort heimisch gewesenen Thieren auf einem sehr freundlichen, ja fast gleichen Fuß gelebt haben. Der Mensch hat aber, was dem Thiere — wie die Naturforscher behaupten — gänzlich fehlt — Ver-

stand, und schwingt sich dadurch auf die höchste Stufe der geschaffenen Welt.

Der Mensch hat Verstand, und es ist das ein Satz, mit dem wir alle, wenn wir nicht tiefer darauf eingehen, vollkommen einverstanden sein werden, und doch ist er im Ganzen viel zu allgemein gehalten. Der Mensch hat nemlich im Allgemeinen eigentlich keinen Verstand, denn er verbittert sich sein kurzes Leben von dem Augenblick an wo er selbständig handeln lernt, fast durchgängig mit höchst unnöthigen Sorgen, kleinlichen Rücksichten, großartigen Spekulationen, lächerlichem Ehrgeiz und vollkommen nutzlosen Phantasieen, und ist dann

— wie ein Thier auf dürrer Heide,
von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
und ringsumher liegt schöne grüne Weide.

In speciellen Fällen hat er aber trotzdem wirklich Verstand, und gibt dies auch auf die unzweideutigste Weise zu erkennen. Er versteht nemlich — die erste und unentbehrlichste Bedingung zur Civilisation — sich Bedürfnisse zu erschaffen, nur um diese später befriedigen zu können — ein Sinn, der dem Thier vollkommen abgeht. Der Mensch bekümmert sich außerdem stets um Dinge, die ihn eigentlich gar nichts angehn, und hat dabei tausend angebliche Mittel, sein

Leben zu verlängern, wie ebensoviele, um es einzeln oder in Masse zu vernichten.

Dann hat der Mensch Religion — ein Wort mit einem sehr unbestimmten Begriff, das sich jeder Stamm nach seinen speciellen Bedürfnissen und Eigenthümlichkeiten regulirt. — Er hat ferner Gesetze, die von der Art sind, daß sich bei uns z. B. ganze Species des allgemeinen genus volle Lebensalter hindurch nur damit beschäftigen, herauszubekommen, was sie bedeuten und wie sie angewendet werden müssen. — Er hat staatliche Einrichtungen, mit denen die eine Hälfte der Bevölkerung stets vollkommen einverstanden ist, während die andere das Gegentheil verlangt und für nothwendig hält. — Er hat Schulen, in welchen den jungen Menschen das gelehrt wird, was sie im Leben nicht brauchen, weil sie das andere schon im Leben selber lernen. — Schließlich baut er noch Mühlen, Kirchen, Institute, Monumente, Irrenhäuser, Gefängnisse und unbequeme Wohnungen, entdeckt täglich neue Mittel und Wege, sich die Naturkräfte dienstbar zu machen, steht mit anderen Völkern in oft sehr unnöthiger Verbindung, und erschwert sich wie anderen das Leben so viel wie möglich — etwas, das er ohne Verstand keinenfalls bewerkstelligen könnte.

Das ganze genus homo wird nun, wie bekannt, gewöhnlich in fünf ziemlich deutlich von einander zu unterscheidende Species getheilt, bei denen Farbe, wie Gesicht und Schädelbildung den Ausschlag geben.

Ehe ich aber hierin weiter gehe, ist es doch wohl nöthig, die Begriffe von genus, species und Varietät näher festzustellen, oder sie vielmehr dir, verehrter Leser, deutlicher klar zu machen. Ich thue das vielleicht am leichtesten und besten durch ein uns allen nahe liegendes Beispiel. Als ein solches Beispiel bildet das Wort Rath in unserem gesellschaftlichen Leben ein ganzes genus oder ein Geschlecht der Räthe. Species dieses außerordentlich zahlreichen genus, von dem ich annehmen darf, daß es den meisten Lesern bekannt ist, sind dann die verschiedenen Hof-, Finanz-, Staats-, Steuer-, Polizei-, Forst-, Land-, Bau-, Kabinets-, Kirchen-, Kammer-, Gemeinde-, Marine-, Schul-, Regierungs- und Kommerzienräthe 2c. 2c. 2c. und Varietäten dieser wieder bilden die geheimen, wirklichen, ordentlichen und Titularräthe, mit Unterabtheilungen von solchen, die schon einen Orden haben, und solchen, die gern einen haben möchten.

Also bedeutet hier genus das ganze Geschlecht der Räthe, mit Frauen und Kindern, denn die Frau ist, wie bekannt, Mitträgerin des Titels, ohne weitere

Verbindlichkeiten als ein ihrem Rang entsprechendes Haus zu machen. — Species sind die einzelnen genannten Abtheilungen des genus — ebenfalls wieder mit Frauen und Kindern — und Varietäten wieder die Unterabtheilungen der Species — wie vorher, mit Familie, nur allein die Ordensvarietäten abgerechnet. Die Damen dürfen nemlich, bis jetzt wenigstens, die Orden ihrer Gatten noch nicht mittragen — eigentlich eine ungerechtfertigte Härte der Gesetze.

Damit also im Reinen, komme ich wieder darauf zurück, daß die Schädelbildung und Hautfarbe, zugleich mit der Farbe der Haare, früheren Naturforschern hinreichende Anhaltspunkte gegeben hat, die verschiedenen species des genus homo zu sortiren, und hierbei gab besonders die Hautfarbe der diversen Nationen den entscheidenden Ausschlag. Achten wir deßhalb auf die Farbe, so finden wir in weiß, schwarz, braun, roth und gelb fast alle nur erdenklichen Schattirungen in den verschiedenen Welttheilen — ausgenommen gestreifte oder gefleckte Menschen, bis zu welcher Varietät wir es noch nicht gebracht haben. Von geschwänzten Menschen berichtet allerdings die Sage aus dem Innern Afrikas; da wir aber diese Berichte nur einzelnen, vielleicht nicht einmal ganz zuverlässigen Weinreisenden verdanken, und auch noch

kein Exemplar — weder lebendig noch ausgestopft — eingeliefert wurde, so müssen wir die Thatsache dahingestellt sein lassen.

Was die eigentliche Urfarbe des Menschen betrifft, so sind die Ansichten darüber noch getheilt und bewegen sich gegenwärtig auf dem Gebiete zwischen schwarz und weiß. Die kaukasische oder weiße Race nimmt nemlich an, daß Adam und Eva weiß gewesen seien, und Sonne wie Klima der verschiedenen Länder später auf die einzelnen abzweigenden Stämme ihren Einfluß ausgeübt hätten. Dies scheint uns am wahrscheinlichsten. Die Neger dagegen haben eine andere Tradition und behaupten, daß Adam und Eva mit Kain und Abel die schönste Ebenholzfarbe gehabt hätten. Mit Kain aber erlitt — eben jener Sage nach — die Sache eine Veränderung.

Als Kain nemlich zu jener Zeit in seinem Bruder Abel den vierten Theil der damaligen Bevölkerung erschlug, rief ihn nach diesem ersten Mord Gott Vater an und sagte: „Kain, wo ist dein Bruder Abel?" — Darüber nun soll Kain so erschrocken sein, daß er vor lauter Angst kreideweiß wurde. Diese Farbe behielt er auch von da an bei und ging später — den etwas dunklen Worten der Bibel nach: „in ein anderes Land und nahm sich eine Frau." — Die Weißen

sind deßhalb, dem äthiopischen Glauben nach, die Abkömmlinge von Kain, die Schwarzen die von dem erschlagenen Abel, und die Aethiopier haben das in ihrer Sage allerdings für sich, daß ein Mensch vor Angst weit eher weiß als schwarz werden kann.

Aber ich glaube, wir können uns darüber hinwegsetzen. Die Farbe gehört doch nur zur äußeren Hülle des Menschen und steht mit seinem inneren Werth in keiner Verbindung. Nur stolz dürfen wir nicht auf die Farbe werden, denn selbst ein sehr weißer und schöner Teint beweist eigentlich wenig mehr, als daß Träger und Trägerin desselben — vollkommen Zeit hatte darauf acht zu geben. Sollten wir uns aber wirklich auf unsere lichte Hautfarbe etwas einbilden, so brauchen wir nur zu erfahren, wie dieselbe von den australischen Wilden beurtheilt wird, und unsere hohe Meinung wird sich dadurch gewiß etwas senken. Dieselben haben nemlich die eben nicht appetitliche Gewohnheit, ihre Todten so lange zwischen zwei mäßige Feuer zu legen, bis sich ihnen die Haut lockert. Diese ziehen sie dann ab und heben sie auf und begraben den also geschundenen Leichnam, den sie in diesem Zustande grinkari nennen. Als sie nun die ersten Weißen erblickten, die mit ihrer bleichrothen Hautfarbe solchen präparirten Todten — ihrer Meinung nach —

sprechend ähnlich sahen, nannten sie dieselben nach jenen mit gleichem Namen, und ebenfalls grinkari.

Da wir es hier aber nur mit der Eintheilung zu thun haben, kann uns das alles vollkommen gleichgültig sein, und ob Adam und Eva einst schwarz, weiß, braun, gelb oder kupferroth gewesen sind, berührt uns nicht im Geringsten. Die Eintheilung nach der Farbe hat jedoch durch die vielen Schattirungen außerordentliche Schwierigkeiten. Noch unzuverlässiger ist die nach den Haaren, besonders in unseren Zeiten, wo sich — von falschen Locken gar nicht zu reden — oft noch ganz junge Leute schon eine Glatze stehen lassen, oder gar Perrücken tragen, die jedes nähere Studium unmöglich machen. Weit besser bringen wir deßhalb das Menschengeschlecht in zwei Hauptabtheilungen, und diese Eintheilung entspricht auch unserer jetzigen Situation am besten. Ich meine nemlich die Eintheilung in civilisirte und uncivilisirte Stämme. Zu den ersteren rechnen wir also die civilisirten Völker Europas, mit ihren Nachkommen und Kolonien in den übrigen Welttheilen. Zu den zweiten die noch nicht oder doch nur wenig von der Kultur „beleckten" Indianer oder wilden Stämme.

Verschiedene Naturforscher haben vorgeschlagen, das ganze Menschengeschlecht — weit passender als

nach Farbe und Schädelbildung — nach dem einzutheilen, was sie vorzugsweise verzehren — also nach ihrem Leibgericht, und das läßt sich zum Theil, selbst bei den civilisirten Völkern durchführen. Wissen wir ja doch auch, daß die Nahrung einen sehr entschiedenen Einfluß auf den Charakter des Menschen ausübt. Wir haben demnach auch in Europa: 1) die Carnivoren oder fleischessende Menschen — Roastbeef; England — Froschkeulen; Frankreich. 2) die Ichthyophagen oder Fischesser: Skandinavien; Stockfisch — Holland; Häringe, wie im Sommer sämmtliche Seebadgäste. — 3) die Frugivoren oder Frucht- und Getreideesser: Deutschland; Klöße. — 4) Geophagen oder Erdesser: das Heer der Staubkriecher und Schmarotzer. — 3) Antropophagen oder Menschenfresser: die Recensenten und Wucherer, und 6) Omniphagen — Allesverzehrer oder solche, die sich von den verschiedensten Lebensmitteln nähren, wie Rentiers und Militair.

Bei einer Uebersicht derselben stellt sich der Einfluß der Nahrung allerdings in vielen Fällen heraus. Die Frugivoren, zu denen besonders die Deutschen gehören, zeichnen sich durch ihre Geduld und ihr mildes biegsames Wesen aus, während Franzosen und Engländer — der Augsburger Allgemeinen Zeitung nach — zu

den blutdürstigsten Menschen gehören. Bei den Ichthyophagen, Geophagen und Omniphagen scheint die Nahrung aber keinen entschiedenen Charakter zu bewirken.

Eine scharfe Abgrenzung dieser Klassen läßt sich indessen in Europa doch nicht durchführen, denn der Mensch beschränkt sich hier gewöhnlich nur im Nothfall auf ein bestimmtes und einseitiges Gericht. Im Gegentheil strebt er allgemein nach einer Verbesserung seiner Lage und Diät, nemlich nach Suppe, Gemüse und Fleisch, Braten und Salat oder Compot, und zum Nachtisch nach einer Tasse Kaffee.

Die Selbsteintheilung der civilisirten Völker, von den verschiedenen individuellen Standpunkten aus, geht nebenbei ins Unendliche, und des Beispiels halber will ich nur einige anführen. Die Polizei — als officielles Organ der Civilisation verdient sie jedenfalls zuerst genannt zu werden — theilt die Menschen in zwei Klassen: nemlich in solche, die ihre Strafe verbüßen oder unter polizeilicher Aufsicht stehn, und in solche, gegen welche noch nichts Nachtheiliges bekannt geworden. — Ebenso thun es, als Unterabtheilung, die Gefängnißwärter und zwar: in solche, die sitzen, und in solche, die noch nicht sitzen.

Der Oekonom kennt ebenfalls nur zwei Species,

die erste unter der Rubrik: freie Weide, d. h. solche, die sich frei ernähren und von ihren eigenen Kräften selbständigen Gebrauch machen. Dazu gehören: Oekonomen, Kaufleute, Künstler, Aerzte, Advokaten 2c. Die zweite unter der Rubrik: Stallfütterung, d. h. solche, die eine bestimmte feste und gebundene Anstellung mit Pension haben. — Das Militär theilt das Menschengeschlecht gewöhnlich in Leute mit zweierlei und einerlei Tuch. — Der Beamte in nöthige und unnöthige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. — Der Kaufmann in Käufer und Concurrenten. — Der Buchhändler in Leser, die Bücher kaufen, Aristokratie, in solche, die in einer Leihbibliothek abonnirt sind — Bürgerthum — und in solche, die gar nicht lesen — Proleriat 2c.

Solche individuelle und meist nur einseitige Ansichten können aber nicht maßgebend sein und dienen höchstens dazu, dem Psychologen die leider noch sehr große Uneinigkeit des Menschengeschlechts deutlicher zu machen.

Soweit also die Eintheilung der civilisirten Völker, die allerdings ein wenig complicirt ist, ihrer verschiedenen und mannigfachen Bedürfnisse wegen. Weit einfacher stellt sich dagegen die Eintheilung der uncivilisirten Erdbevölkerung heraus, die über alle

Welttheile gleich zahlreich zerstreut ist, und deren einzelne Glieder gemeinhin Wilde genannt werden.

Die Species der europäischen Wilden, auch manchmal Proletarier genannt, nähert sich hinsichtlich der Bedeckung am meisten der Civilisation. Sie gehen gewöhnlich nur mit Kopf, Händen, Füßen, Ellbogen und Knieen barfuß, wechseln zu unregelmäßigen Zeiten die Wäsche, indem sie dieselbe umdrehen, waschen sich nur im Nothfall, haben keine bestimmte Beschäftigung, sind sehr grob und führen einen steten Guerillakrieg mit der Polizei. Die Weibchen tragen keine Crinoline, und die Jungen bis zum fünften Jahre das Vorhemdchen auf der verkehrten Seite.

Die Wilden der übrigen Welttheile lassen sich, in ihren allgemeinen Umrissen ziemlich gleich, in zwei Varietäten scheiden, und zwar in solche, die der Civilisation noch fern stehen, und in solche, bei denen sie anfängt Wurzel zu schlagen. Die ersteren gehen, je nach Klima und Ortsverhältnissen, in ihre Nationaltracht gekleidet — entweder in demselben Geschmack wie Adam und Eva vor dem Sündenfall, oder auch bei kaltem Wetter in die Felle und Pelze der erlegten Thiere gehüllt. Dabei führen sie alle Arten von wunderlichen Waffen, und bekriegen sich gegenseitig,

ganz wie die civilisirten europäischen Nationen, verschiedener Ansichten wegen.

Hierin verfahren sie aber außerordentlich rücksichtslos, und anstatt sich, wie bei civilisirten Schlachten, mit dem Erschlagen der Feinde und der Erbeutung von Fahnen, Kanonen und Kriegskassen, wie dem Plündern der Städte zu begnügen, nehmen sie als Siegestrophäen, je nach den verschiedenen Sitten und Gebräuchen ihres Landes, verschiedene Körpertheile der überwundenen Feinde in Anspruch. Die Neuseeländer z. B. schneiden den Besiegten die Köpfe ab und räuchern sie als Zierrath für ihre Besuchszimmer. — Die nordamerikanischen Indianer scalpiren die Ueberwundenen, d. h. sie erzeugen bei ihnen eine künstliche Glatze, indem sie den oberen Theil ihrer Kopfhaut mit drei Rundschnitten abtrennen und vom Schädel reißen. Den Scalp trocknen und räuchern sie dann und bewahren ihn zum Andenken an den früheren Gegner auf.

Die Eingeborenen der Insel Luzon und überhaupt der Philippinen — allen Rauchern durch die Manilacigarren bekannt, schneiden den Kriegsgefangenen — bei denen dies überhaupt möglich ist — die Waden ab. — Die australischen Wilden nehmen das Nierenfett der Erschlagenen, reiben sich damit ein und glauben

dadurch deren Stärke zu erlangen. — Verschiedene Negerstämme in Afrika nehmen die Kinnladen der Gefallenen. Andere, ebendaselbst, begnügen sich mit den Zähnen, die sie zu einem höchst unpassenden Korallenschmuck verwenden. Andere wieder schneiden die Ohren, Andere die Nasen ab. Die Sumatraner endlich verzehren ihre Kriegsgefangenen, in einem etwas summarischen Verfahren, ganz.

Interessanter ist jedoch für uns die andere Varietät, nemlich jene, schon zum Theil von der Civilisation berührten Wilden. An ihnen können wir nemlich nicht allein den Beginn der Kultur — der uns in unserer eigenen Geschichte zu fern liegt — mit größter Bequemlichkeit und als Augenzeugen studiren, sondern auch beobachten, wie sich nach und nach auch die einfache Sitteneinfalt dieser Kinder der Natur entwickelt und complicirt. Wir erkennen dabei zugleich, daß sie allmälig zu dem werden, wozu wir sie haben wollen, nemlich zu Leuten, die einsehen, daß sie ohne eine Masse unnöthiger Bedürfnisse verständigerweise gar nicht mehr existiren können, und die deßhalb alles Mögliche thun, ihr naturwüchsiges Leben zu verleugnen. Daß ihnen die neue Sitte unter allen Umständen höchst ungeschickt steht, und oft nur mit Gewalt einigermaßen angepaßt werden muß, daß die Leute

selber unglücklich und elend werden und endlich langsam, aber sicher untergehen, kann dabei nicht in Betracht kommen. Die Civilisation kann nicht auf solche Wilde Rücksicht nehmen.

Vor dem Beginne der Civilisation haben diese Leute gewöhnlich eine, ihren Bedürfnissen entsprechende Religion, passende Gesetze, höchst einfache Regierungsformen und sind meist alle ehrlich, gastfrei und von heiterer Gemüthsart. Die Civilisation bringt ihnen vor allen Dingen den Branntwein — eine unumgänglich nothwendige Sache, denn man muß einen leicht zu beschaffenden Handelsartikel haben, ihnen ihr Land und ihre „Gerechtsame" auf rechtliche Weise, d. h. so, daß später keine andere civilisirte Nation Einspruch dagegen erheben kann, abzukaufen. Mit dem Branntwein thut deßhalb die Kultur den ersten Schritt.

Der Indianer, der dabei bisher seine eigne Haut für eine naturgemäße und völlig genügende Bedeckung hielt, fängt jetzt an für europäische Kleidung empfänglich zu werden. Er trägt abgerissene Fracks, mit Strümpfen statt Aermeln, Chemisetten und Westen an den unmöglichsten Stellen und auf die unbegreiflichste Weise, Hosenträger um den Hals, Uhrketten durch die Nase, Sporen ohne Stiefel, Halsbinden ohne Hemd, und wollene Shawls um die Knie, liebt

leidenschaftlich die rothe Farbe und klappernde Glaskorallen und gibt alle seine mühsam hergestellten Waffen und Werkzeuge um das entsetzliche Feuerwasser hin. Hierauf findet er sich, nach einem gelegentlichen Besuch bei den „Weißen" gewöhnlich eines Morgens sehr früh, naß und kalt in irgend einem räthselhaften Busch oder an der Straße liegen, hat Kopfschmerzen, mit einem dumpfen Gefühl, daß nicht alles in Ordnung sei, und trägt ein heißes, wenn auch noch völlig bewußtloses Verlangen nach einem Häring und Sodawasser.

Bei diesem Stadium der Civilisation angelangt, übernehmen fremde Missionäre seine Belehrung. Von dem Wunsch beseelt, die Wilden zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen, lassen sie sich von ihnen ihre Häuser aufrichten, ihre Felder und Gärten bestellen und unterrichten sie dafür in den Lehren der christlichen Religion. Hierin finden sie bei den Wilden nur geringen Widerstand. Mit rechtzeitiger Austheilung von wollenen Decken, Suppen, Brod und anderen Lieblingsspeisen dieser kindlichen Gemüther sichern sie sich zahlreiche Versammlungen, und die Eingeborenen sehen, solcher Freigebigkeit gegenüber, selten einen erheblichen Grund, weßhalb sie sich nicht sollten taufen lassen.

Von nun an beginnt der Indianer ein anderes neues Leben. Die Weißen mehren sich, kaufen ihm Acker nach Acker für Flaschen Branntwein ab, verjagen oder erlegen das Wild in seiner Nähe, und kultiviren den Boden mit weit mehr Erfolg, als sie den früheren Eigenthümer civilisirten. Dieser, ohne weitere Beschäftigung, da ihm die Jagd unmöglich gemacht wurde, trinkt, prügelt in der Zwischenzeit seine Familie — bettelt, wenn er nichts mehr zu vertrinken hat, und stiehlt, sobald ihm niemand mehr etwas freiwillig gibt. Zu Grunde geht er allerdings dabei, die Kultur aber hat einen weitern Schritt auf ihrem Wege durch die Welt gethan.

Was nun das eigentliche Lebensalter des Menschen betrifft, so wechselt das, bei beiden Abtheilungen, von 30—80 Jahr. Im hohen Alter tritt aber noch ein sehr bedeutender Unterschied zwischen civilisirten und uncivilisirten Völkern zu Tage. Der Wilde nemlich, wenn er stumpf und alt wird, zieht sich ähnlich wie wilde Thiere, in Höhlen und Dickichte zurück und verbrütet — dem Stamm zur Last, der ihm nothdürftig seine Nahrung gibt — die letzten Jahre seines Daseins in stiller Einsamkeit. Manche Stämme schlagen sogar ihre alten Leute einfach vor den Kopf. — Der civilisirte Mensch thaut dagegen nicht selten

erst im Alter gehörig auf und wird geselliger als je. Er zeigt eine stille aber heftige Neigung bald zu größeren Gesellschaften und Clubs, bald zu kleineren Cirkeln, die, je nach der individuellen Natur, theils in Kaffeegesellschaften, theils in Whist- und Skatpartieen ihre Erledigung findet. Er trägt dabei Brillen und Perrücken, nährt sich von Pensionen oder Renten, und stirbt erst, wenn er nothgedrungen m u ß.

Hiemit hätten wir denn also einen ungefähren, wenn auch nur sehr flüchtigen Ueberblick über das, auf unserer Erde verbreitete Menschengeschlecht, und es ist jetzt vielleicht nützlich, noch einen Rückblick auf das Ganze zu werfen. Das aber können wir am Besten aus der Vogelperspektive.

Betrachten wir also von dieser aus die zu unsern Füßen liegende wunderliche Welt mit ihrer sehr gemischten menschlichen Bevölkerung, so gelangen wir zu dem überraschenden Resultat, daß wir in ihr nur ein Chaos von Meinungen und Leidenschaften finden, die sich einander — mögen die Hüllen, in denen sie stecken, noch so bunt und verschieden sein — doch in ihrer Wirkung vollständig gleich bleiben. Nicht zehn Menschen neben einander haben e i n e Ansicht über die allereinfachsten Verhältnisse — mögen es nun australische Wilde oder deutsche Räthe sein — über Gesetze,

über Religion, über Sitten, über Kleidung, über Nahrung, über gesellschaftliches Zusammenleben; mit einem Wort, über irgend ein wirkliches Naturgesetz ihres Daseins. Und das kribbelt und wimmelt durch einander, bald feindlich, bald freundlich, liebt sich hier, bekriegt sich da — ob nackt, mit dem Wurfspeer in der Faust, oder mit bunten Aufschlägen und Kanonen, und drängt sich mit dem Nachbar nach Herzenslust.

Und ist es deßhalb draußen anders wie bei uns? — Tout comme chez nous — ob unter Palmen, ob unter Kiefern. Nur andere Namen hat es draußen in der Welt und sieht vielleicht ein wenig anders aus, aber von allem, über das wir uns im Ausland lustig machen, finden wir ganz Aehnliches gewiß im eigenen Vaterland, wenn wir nur sehen und verstehen wollen. Deßhalb sollten wir äußerst vorsichtig sein, wie wir über andere Sitten und Gebräuche lachen, und wer weiß, ob der Wilde z. B. nicht mehr an uns zu bespötteln fände, als wir an ihm.

Aber was hilft das Reden — wir treiben's doch so fort. Monarchien schelten auf Republiken, Republiken auf Monarchien, der Bauer auf den Bürger, wie der Bürger auf den Bauern und den hochweisen Magistrat, und das reibt und arbeitet gegen einander, daß man wirklich oft nicht begreift, wie sich das kleine

geschäftige Menschenvolk nicht schon lange gegenseitig aufgerieben hat. Aber eine Keimkraft liegt auch in ihm, die unverwüstlich ist, und während der Tod mit seiner langen erbarmungslosen Sense langsam und Schritt für Schritt vorwärts tritt, regelmäßig wie die Uhr zum Hieb ausholt und ganze Reihen niedermäht, treibt schon wieder dicht hinter ihm ein neues, junges, fröhliches Leben frisch und rasch empor. Der Tod vernichtet deßhalb auch nicht etwa; nur Raum für jungen Nachwuchs schafft er, und auf den Gräbern spielt der neue Trieb und denkt kaum mehr des Moders, der darunter schlummert.'

Wie viele Menschen glauben dabei auf Erden, daß sie in der That unumgänglich nothwendig wären, daß sie ein wichtiger Zahn im Rad der Zeiten seien, und die Maschine wahrscheinlich auf eine Weile ins Stocken gerathen müsse, wenn Gott sie plötzlich abberufen sollte. Und wenn sie sterben? Missest du das welke Blatt, das grad ein leichter Sommerhauch dem Baum entführt? Siehst du die Lücke wohl im Ocean, wo der hineingetauchte Finger einen Tropfen mit sich nahm? — Die nächsten Lieben, die uns eng umstehn, ja, ihnen fehlen wir — fehlen wir vielleicht für lange Zeit, aber der Welt? Die geht indessen ruhig, rastlos fort; die Zeit rollt unaufhaltsam weiter, die

Maschine arbeitet ihren alten Gang, und der Geschiedene ist ersetzt, noch ehe er kaum den letzten Athemzug gethan.

Das aber soll uns nicht hindern, uns — wenigstens so lange wir leben — für höchst wichtige Glieder der Menschenkette zu halten. Unseres eigenen Werths bewußt — denn wer könnte seinen eigenen Werth besser kennen, als jeder einzelne Mensch selber? — ziehen wir unsere Straße und klettern — oder thun wenigstens, als ob wir klettern — höher und höher hinan, wenn nicht in den Augen der Welt, doch in unserer eigenen Meinung. Haben wir den Gipfel dann erstiegen, wie mäßig die Erhöhung auch gewesen, dann finden wir doch etwas — unser Grab, und träumen ruhig einer andern Welt entgegen.

Wohl aber dem, auf dessen Grab mit Recht die Worte stehn: Hier ruht ein guter Mensch von seinem Leben aus. — Leichensteine übertreiben nemlich sehr gern, und die Amerikaner haben sogar ein Sprichwort, nach dem sie sagen: Er lügt wie ein Leichenstein.

Wie es nachher einmal dort drüben wird, ob wir da ebenfalls nach Species und Varietäten eingetheilt, oder nur einfach nach Schafen und Böcken sortirt werden — die Böcke für Heulen und Zähneklappern, die Schafe für die ewige Seligkeit, darüber

freilich liegt noch ein dunkler Schleier, und wir können nur harren und hoffen.

Wenn aber auch nur ein Staubkorn im Universum, wollen wir hier unsere Pflicht mit treuem Herzen thun — was wir thun, recht, was wir glauben, wahr, und in diesem Sinne hoff' ich mit Zuversicht, daß wir dort einmal Alle wieder als Schafe zusammenkommen.

Moden über die Welt.

Das Wort Mode hat einen sehr weiten Begriff — es erstreckt sich auch auf den Stoff, ja quält, peinigt, verunstaltet und mißhandelt nicht allein unsere Körper, sondern auch unsere Seelen. Nun ist es allerdings ein ziemlich gleichgültig Ding, ob ich einen spitzen oder breiten Hut, ob ich einen kurzen oder langen Rock trage — es hat sogar nicht viel zu bedeuten, wenn ich von Wolle nach Seide und von Seide wieder nach einem anderen Stoffe überwechsele; die Sache wird aber schon weit bedenklicher, wenn es darauf hinausläuft, mir Füße oder Rippen zu zerpressen, wie sie's in den Zopfländern machen, gewisse Zähne auszubrechen, wie in Afrika, die Haut aufzureißen, wie in Australien, oder sich gar den Schädel schon als kleines Kind nach einer gewissen modernen Form ein-

biegen zu lassen, wie bei den Oregonstämmen. — Noch viel tollere Sachen gehören alle mit zur Mode.

Aber selbst die Seele lebt nicht frei und unabhängig in unserer Brust — auch sie ist der Mode unterworfen, denn in dem einen Lande ist es Mode Katholik, in dem andern Protestant zu sein, in dem dritten Schiva- und Brama-Anbeter — da Wischnu, da Muhamedaner und Gott weiß, was sonst noch, und will man sich da ausschließen, rümpfen die Leute ebenso die Nase, als wenn ich mich hier dem Frack und Civil-Czako widersetze, und Alles kann man doch nicht sein.

Auch die Art sogar, wie sich die Religionen ausdrücken ist der Mode unterworfen: die Einen singen, die Andern tanzen — die Einen werfen sich auf die Knie nieder und kreuzen die Hände auf der Brust, wie die Muhamedaner, die Anderen legen sich auf den Rücken und strampeln mit den Beinen, wie die Methodisten in den Vereinigten Staaten; die Einen halten es für eine Grobheit, in der Kirche den Hut aufzubehalten, wie die Christen, die Anderen für dasselbe ihn abzunehmen, wie die Juden — es ist rein zum Verzweifeln, und der liebe Gott da oben muß wahrhaftig manchmal ganz confus werden, wenn er so an einem recht stillen, freundlichen Sonntagmorgen auf

den ganzen Wirrwar hier unten herunterblickt. — Doch das ist eigentlich nicht das, was ich gerade sagen wollte. Die Moden der Seele liegen uns auch für das alltägliche Leben zu tief, um mit einem Blick dahinein gleich ein Urtheil fällen zu können, oder selbst nur einen Ueberblick zu gewinnen; die Nüancen sind zu fein.

So wollen wir uns denn für jetzt auch hier nur mit dem äußeren Menschen beschäftigen, das Andere mag jeder mit sich selber ausmachen. — „Wenn's Herz nur schwarz ist", sagte ja schon jener Schulmeister, als er Sonntags mit dem himmelblauen Frack in die Kirche kam.

Sobald wir aber mit dem äußeren Menschen und seiner Urkleidung anfangen, finden wir uns in all unseren verschiedenen Moden und Sitten vollkommen gerechtfertigt, denn selbst der liebe Gott hat da geglaubt, daß ein kleiner Unterschied, der Abwechselung wegen, nicht schaden könne. Er theilte deßhalb die Menschen nach Linné in fünf verschiedene Raçen, und strich den einen sauber gelb, den andern schwarz, den dritten braun, den vierten weiß und den fünften olivenfarbig an.

Was für ein Sprung ist aber von da zu den kur-

zen Hosen, seidenen Strümpfen und Goldpuder Louis Napoleons — es ist enorm.

Hier fangen wir jedoch auf die natürlichste Weise mit denen an, die sich auf unserem Sonnenstäubchen das wir die Welt nennen, am natürlichsten und unverdorbensten gehalten haben, und das sind jedenfalls, soweit ich wenigstens das Vergnügen hatte ihre Bekanntschaft zu machen, die australischen Wilden. Diese vor allen Uebrigen sind mit Gott Vater, was Anzug oder äußeres Aussehen betrifft, so vollkommen einverstanden, daß sie gar nichts darin zu verbessern fanden — nur auf den Schultern und hie und da oben auf der Brust war ihnen die Haut ein klein wenig zu glatt, und sie rissen dieselbe deshalb in regelmäßigen Streifen und Punkten auf, angenehme Erhöhungen darzustellen.

Auch in Afrika und den heißesten Strichen Amerika's gibt es noch einige solche Völker, die sich dem anschließen; da es aber bei diesen einfach Mode ist, keine Mode zu haben, können wir uns natürlich in einem Artikel über Moden auch gar nicht mit ihnen aufhalten, und sie fangen erst dann an, für uns ein Interesse zu gewinnen, wenn sie sich vervollkommnen, d. h. dem, was wir unter Mode und mit dieser gleichbedeutend Civilisation verstehen, näher kommen.

Daß übrigens gerade die australischen Wilden dieser Cultur fähig sind, davon kenne ich mehrere, wirklich auffallende Beispiele. So habe ich in meinem Leben keinen glücklicheren, selbstgefälligeren Menschen auf der weiten Gotteswelt gesehen, als einst einen solchen Wilden in seinem Naturzustande, dem ein neckisches Menschenbild ein Paar papierne Vatermörder mit einer Cravatte und ein Paar Handmanschetten umgebunden hatte. Gerade solche Stämme wissen sogar die feineren Nüancen unserer Moden zu würdigen, und sehr häufig habe ich die schwarzen, vollkommen nackten Burschen gesehen, wie sie sich mit einer weißen Erde, die sie dort haben, an den Seiten der Beine herunter weiße Streifen malten, und so gut es unter ihren Umständen anging, eine Art Uniform herzustellen — und nur die Alten, d. h. die Vornehmen durften das tragen.

Ebenso erinnere ich mich noch mit Vergnügen der wahren innigen Freude, die ich zwei Stämmen derselben, einem am Murray und einem in der Torresstrait bereitete, als ich ihnen die Nasen mit Zinnober roth malte, und ein Beweis, wie sehr sie solche Auszeichnung zu würdigen wissen, war mir der, daß sie den noch Unmündigen die rothe Farbe auf das Sorgfältigste mit ihren Ellbogen wieder von den Nasen

entfernten — da könnte jeder kommen und einen Orden haben wollen.

Was sonstigen Schmuck, Perlen, Glas- oder andere Korallen 2c. betrifft, so ist das Tragen derselben über die ganze Welt verbreitet. — Die australischen Wilden, in einzelnen Stämmen wenigstens, tragen nur etwas durch die Nasen gesteckt — unsere lieben Frauen zu Hause — und Gott segne ihre schönen Augen — tragen es nur in den Ohren — und die californischen Wilden, wie auch die meisten brasilianischen Stämme in Ohren sowohl als Nasen, ja einzelne nordamerikanische Stämme gehen sogar so weit, daß sie sich den ganzen Ohrenknorpel bis oben hinauf durchlöchern, um Schmuck über Schmuck hinein zu hängen. Der nächste Sprung, denn ich kann leider nur flüchtig über das Ganze hingehen, obgleich der Stoff reichhaltig genug wäre, ein Buch darüber zu schreiben, — ist nach den südseeländischen Indianern. Das Klima fordert sie auf, so wenige Umstände als möglich mit sich zu machen, nichtsdestoweniger veranlaßt sie ein Gefühl, daß die Kirchenväter dem ersten Apfelbiß zuschreiben, ein Stück selbstgefertigtes Zeug um ihre Lenden zu schlagen.

Das Zeug ist die sogenannte Tapa und wird aus der inneren Rinde verschiedener Bäume, besonders

des Brodfruchtbaums und Banians, eine Zeit lang gegohren und dann mit gerieften Klöppeln zu einem förmlichen Stoff aus einander geschlagen.

Diese Stämme sind übrigens der Meinung, daß ihre vom Schöpfer erhaltene Haut ihnen nur als Rohmaterial überliefert und noch einer bedeutenden Verbesserung fähig wäre, sie tättowiren dieselbe deßhalb mit dem Ruß der Tuitninuß und stellen dadurch eine, oft selbst nach unseren Begriffen von Schönheit, wirklich geschmackvolle und sauber ausgeführte Zeichnung auf ihrem Leib in solcher Art her, daß z. B. in Europa die Polizei darauf ganz vorzügliche Rücksicht unter der Rubrik „Besondere Kennzeichen" nehmen würde.

Einige dieser Inseln haben diesen Schurz, der bei den californischen Frauen ebenfalls nur in einer einfachen Schürze von Binsen oder gegerbtem Leder besteht, noch in sofern verfeinert, daß sie ein künstliches Flechtwerk dazu nehmen. Die Indianer des nördlichen Californiens an der Grenze von Oregon schneiden sogar dieses Leder in dünne feine Streifen, umflechten dieselben zierlich mit Stroh und schmücken dasselbe noch mit den Schaalen einer langen Haselnußart. Die nordamerikanischen Stämme, östlich von den Felsengebirgen, gehen noch weiter und sticken sogar

diese Schürze mit farbigen Perlen, die sie sich von den Weißen zu verschaffen wissen.

Die Civilisation und das Christenthum hängen jetzt diesen Stämmen Kattun um, und wo erst einmal Kattun ist, da rückt die Seide stets leise nach. Wo sie sich selber dabei überlassen bleiben, behalten sie ihre alten Gewohnheiten, trotz dem Kattun, noch so weit bei, daß sie sich ein Stück davon, wie früher ihre Tapa, einfach um die Lenden schlagen, während sie ein anderes lose um die Schultern hängen, und auf der einen Schulter oder vorne auf der Brust in einen Knoten schürzen. Ein höherer Grad von Cultur ist dann, statt dem Brusttuch ein langes weißes Gewand, eine Art Morgenrock, der am Hals zugeknöpft wird und bis auf die Knöchel herunter fällt.

Aber gerade bei diesem, sonst so einfachen und natürlichen Volke haben Mode und Christenthum vorzüglich durch das letztere herbeigeführt, einen andern gewaltigen Satz gemacht, der um so auffallender ist, da er gewissermaßen isolirt in der Geschichte dasteht.

Um natürlich zuerst mit dem schönen Geschlechte zu beginnen, so waren den frommen Männern, den Missionären, besonders die heidnischen Blumen in den Haaren ein Gräul, aber sie wußten nicht, wie und auf welche Art die am besten zu verdrängen wären —

sie beschlossen endlich das durch eine andere Mode zu thun, und octroyirten ihnen als christliche Vorschrift, als ein sittliches und verständiges Stück menschlicher Bekleidung eine Art Strohhut, wie er unsere Vorväter auf den Locken unserer Vormütter entzückte. Das Ding sieht genau so aus, wie eine umgekehrte Kohlenschaufel, und es versteht sich von selbst, daß es die armen Kinder einer heißen Zone, denen es nicht allein als etwas Frommes empfohlen wurde, sondern denen es auch noch etwas Neues war, vortrefflich fanden.

Blumen und Federn kamen allerdings noch auf diesen Hut, aber das konnte man nicht mehr für etwas Heidnisches halten, denn die frommen Väter waren ja von je gewöhnt gewesen, auch zu Hause auf Aehnliches von den Kanzeln nieder zu blicken.

Ganz ließ sich aber der alte Adam (oder ich sollte hier eigentlich sagen, die alte Eva, wenn Damen überhaupt je alt würden) doch nicht ausziehen, und wo die Priester eben nicht hinsahen, da flochten sich die wilden ungeberdigen Menschenkinder doch wieder die frischen duftigen Blumen in das lockige flatternde Haar, und der liebe Gott muß sich das eben mit den anderen Mißbräuchen hier auf unserer verderbten Erde gefallen lassen. — Er hat sie aber doch lieb die

stillen freundlichen Menschen, mit den klaren lachenden Augen, und er schüttet da draußen all seine schönsten und herrlichsten Gaben in reichster und unverkümmerter Fülle über sie aus — auch über die Missionäre.

Das wunderlichste Kunststück haben die letzteren aber mit der nemlichen Bevölkerung vorgenommen, soweit dieselbe nemlich in den Bereich des Christenthumes kam, und ich wünsche meinen schönen Leserinnen wahrlich, ein solches gottgefälliges Menschenkind an einem freundlichen Sonntag Morgen unter den wehenden Palmen aus seiner Kirche kommen zu sehen.

Ich will einen Versuch machen, sie zu beschreiben — aber vollständig wird mir das nie gelingen.

Wie bei den Frauen der Hut, wurde von den Männern zuerst der Frack als unumstößlicher Beweis eines christlichen Herzens verlangt — und noch dazu der schwarze Frack, und die Missionäre fingen bei der Ausrüstung des neuen Christen von oben an.

Vor allen Dingen bekam er einen schwarzen Cylinderhut aufgesetzt. — Es versteht sich von selbst daß man seinen Hut abnehmen muß, wenn man in eine christliche Kirche kommt, wenn man aber gar keinen trägt, kann man auch keinen abnehmen, und ein Hut wurde deßhalb zur Nothwendigkeit.

Dann bekamen sie ein Hemd an, und ließen sich das gern gefallen — es war das ein weites bequemes Gewand, ihren Tapa-Ueberhängen nicht ganz unähnlich — über das Hemd kam aber erst ein Halstuch, und später eine Weste, in der sie sich schon keineswegs so behaglich mehr fühlten, und eine Zeit lang sträubten sie sich gegen alles Weitere, aber es half ihnen nichts — ihre Toilette als Christen und Staatsbürger mußte beendet werden, und jetzt kam der Frack, der ihren oberen Menschen und ihre Unbequemlichkeit vollendete. Aber hiermit war ihre Geduld auch zu Ende — in Hosen ließen sie sich unter keiner Bedingung einzwängen, und viele verweigerten selbst jetzt noch hartnäckig den Frack.

Man konnte an ihnen daher das Stadium ihres christlichen Glaubens leicht erkennen, je nachdem sie noch im Hemd, oder im Halstuch, oder gar schon in der Weste waren, denn den Frack trugen erst die wenigen Auserwählten. Aber selbst diese hatten sich bis jetzt nicht von ihren Lendentüchern getrennt, oder wären zu bereden gewesen, Hosen und Schuhe und Strümpfe zu tragen, und ich habe wirklich noch nie etwas Komischeres in der Welt gesehen, als diese Zwittergeschöpfe zwischen Civilisation und Wildniß.

Ihr Kopf war bei den Aelteren nicht selten halb-

geschoren, die Haare wenigstens ganz kurz abgeschnitten, darauf saß der schwarze Hut, dann kam der schwarze Frack, und unter diesem und der Weste vor hing das gewöhnlich grell rothe und gelbe Lendentuch bis ziemlich an, oft bis über die Knie nieder. Die Füße waren aber von der alten Heidenzeit her noch tättowirt, und die beiden christlichen Frackzipfel, die hinten herunter hingen, schauten mißtrauisch und drohend auf die blauen heidnischen Linien der Beine nieder, als ob sie hätten sagen wollen: „Na, wartet nur, ihr sollt mir bald genug in Hosen kommen.“

Die Mädchen jener Inseln, die besonders auf Tahiti mit Hilfe der neuen Eroberer, das alte Joch ziemlich abgeschüttelt haben und sich jetzt in einer Art Uebergang vom protestantischen zum katholischen Glauben befinden, tragen oft auch einen ganz eigenthümlichen Schmuck in den Locken, der ihnen zu dem dunklen Haar vortrefflich steht. Es ist das eine Art Geflecht aus der silberweißen Bastfaser der Arrowroot, Sie formen denselben in eine Art von Diadem, an dem kleine Büschel und Trodbeln flattern und wehen.

Höchst eigenthümlich ist aber, daß diese Stämme ächtes Gold vom unächten sehr genau zu unterscheiden wissen, und sich aus unächten Sachen wenig oder gar nichts machen. Sie nennen das Geld Perú.

Ein Gleiches findet in Indien statt, und auf Java verschmähen selbst die gewöhnlichen Malayen unächte Sachen, selbst unächte Steine zu tragen.

Auf Java ebenfalls hat die Civilisation noch wenig von der Urtracht verdrängt, und die Eingeborenen haben höchstens dann und wann ihre eigens gewebten Stoffe, wenn ihnen diese zu theuer kommen, mit den billiger hergestellten Kattunen vertauscht.

Die Holländer sind auch darin weit vernünftiger als fast alle andere Nationen, und lassen den Stämmen, die sie unterjocht haben, ihren Glauben sowohl, als ihre, ihnen am besten zusagende Tracht, weil sie eben aus dem Klima und den natürlichen Bedürfnissen natürlich hervorgegangen.

Die Tracht der Javanen hat Aehnlichkeit mit der der Südseeländer, nur der Stoff ist verschieden und mehr verfeinert, denn was der Südseeländer aus der Rinde seiner Bäume mit einem hölzernen Klöppel herausschlägt, webt der Javane erst aus baumwollenen Fäden, und gibt ihm dann in der nur erdenkbar mühsamsten Art geschmackvolle und oft wirklich künstliche Muster. Frauen allein fertigen fast meist all diese Arbeiten, und es gehört auch wirklich die sorgliche Geduld und Ausdauer einer Frau dazu, das complicirte Muster dieser Stoffe mit heißem Wachs, Strich

für Strich, erst auf der einen, dann auf der andern Seite aufzuzeichnen, und dann zu färben, bei Stücken aber, die mehrere Farben haben sollen, solche ganze Arbeit zwei und dreimal zu wiederholen. — Diese Stoffe nennen sie Sarongs und tragen sie um die Hüften ganz in derselben Art, wie die Südseeländer ihre Tapatücher, nur daß die Sarongs bis auf die Knöchel hinunter gehen. Zu diesem Sarong gehört dann ebenfalls noch eine Cabaya, oder ein genähter Ueberwurf mit Aermeln; die Landmädchen aber, die diesen Ueberwurf nicht haben, nehmen nur den Sarong so hoch unter die Arme hinauf als sie ihn bekommen können, und stecken ihn über die Brust zusammen, während einzelne Stämme der Berge, besonders in den Preanger Regentschaften, mit dem Oberkörper ganz nackt gehen. Die Männer tragen hier auch, als einen ihrer religiösen Gebräuche, das Kopftuch, das sie turbanartig nicht selten mit den Haaren zusammen winden, und darüber meistens einen breiten, flachen, backschüsselartigen Hut von Bambus geflochten. Die Frauen tragen nichts auf dem Kopfe oder doch nur sehr selten einen dem ähnlichen Hut, wie ich denn auch überhaupt bei allen uncivilisirten Völkern gefunden habe, daß die Frauen stets im bloßen Kopfe gehen, und nur einzelne Sachen, Kränze

oder Blumen, immer jedoch nur zur Zierrath, in die Haare flechten.

In den spanischen Ländern jedoch tragen sie meist Strohhüte, wie die Männer, und ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, daß sie sich vortrefflich darunter ausnehmen.

Die Spanische Tracht hat überhaupt in den fremden Welttheilen sehr viel Malerisches, besonders für die Männer und ich habe wirklich nie im Leben einen pittoreskeren, kleidsameren Anzug gesehen, als den der Südamerikanischen Gauchos, wenn sie zu Pferde sitzen, wohin sie auch eigentlich nur gehören.

Die Füße stecken bei den Gentlemen Gauchos in feinen Lederstiefeln, bei den gewöhnlichen in der abgezogenen Haut eines jungen Pferdes, die Beine in weißen gestickten Unterhosen und eine Cheripa — ein großes Tuch, das hinten im Gürtel befestigt, zwischen den Knieen durchgezogen und vorn wieder ebenfalls in den Gürtel eingesteckt ist, — fällt an der Seite in offenen Falten nieder. Ein breiter Ledergürtel, reich gestickt, und statt der Knöpfe mit großen spanischen Dollarn, ja bei recht reichen Gauchos sogar mit Unzen besetzt, umschließt seine Taille, und eine kurze tuchene Jacke, mit kleinen silbernen Knöpfen, schließt oben über dem feinen weißen Hemd, über das hin noch ein

rothseidenes Tuch lose gebunden, theils den Staub abwendet, theils zur Zierrath dient. Die langen schweren Sporen dabei an den Hacken, am Handgelenk die gewichtige Revenka und das oft zwei Fuß lange Messer, mit seinem Elfenbein- oder Perlemuttergriff hinten im Gürtel, daß es die herumgreifende rechte Hand leicht erreichen kann, das Alles steht den schlanken, schwarzhaarigen, dunkeläugigen Söhnen der Pampas vortrefflich — wenn sie sich nur nicht, zu förmlichem Hohn des unteren Menschen, einen schwarzen Cylinderhut oben darauf stülpten, und damit die ganze Poesie zum Fenster hinauswürfen.

Auch die Tracht der Mexikanischen Männer ist in der Art mit den an den Seiten aufgeschlitzten und mit silbernen Knöpfen und Haken bedeckten Oberhosen und der buntfarbigen Serape, kleidsam und malerisch und wird durch den breitrandigen Hut auch keineswegs entstellt.

Ueberhaupt haben die Mexikaner die größte Fertigkeit ihre Serapen oder Ponchos zu weben, und die feinsten, denen sie herrliche Farben zu geben wissen, und die nicht selten mit Goldfaden durchwoben sind, kosten oft bis zu drei bis vierhundert Dollar das Stück.

Aber wollte ich nach all den verschiedenen Rich-

tungen abzweigen auf alle die Einzelheiten eingehen, ich würde nicht fertig — und noch schlimmer, ich würde langweilig und nur zum Schluß will ich noch ein paar Worte über den Moment in Leben des Wilden sagen, wo ihm die Mode zum ersten Male dämmert, und er sich dem Wahn hinzugeben beginnt, daß die Tracht, in der er bis jetzt — er fürchtet fast zum Skandal der Menschheit — umhergegangen, doch einiger Verbesserung fähig sei.

Fast alle Stämme entwickeln darin, wie das ja auch sehr leicht erklärlich ist, die nemlichen Symptome, und ich bin fest davon überzeugt, daß sich unsere Vorväter, die alten biederen Cherusker und Hetrusker, ebenso linkisch benommen haben, als sie ihr Schild und ihre Streitaxt an einen Baum lehnten, und in das erste paar Hosen, natürlich verkehrt — hineinfuhren, als es all die anderen Stämme noch heut zu Tage und unter ähnlichen Verhältnissen thun.

Die Wilden sind dabei wie die Kinder, und der Beweis schon, daß ihnen all diese fremden Kleidungsstücke nicht nöthig sind, ist der, daß sie all derartige Sachen, vom Anfang an nur als eine Art Schmuck betrachten, den sie dahin binden, wo er ihnen am besten gefällt. So habe ich einst einen californischen Wilden gesehen, der vollkommen nackt, sich ein Vor-

hemdchen mit Perlemutterknöpfchen wie einen Bergmannsschurz umgebunden hatte, und der australische Wilde, der sich aus einer Hose eine Jacke gemacht, indem er ein Loch ins Kreuz geschnitten und den Kopf da hindurch gesteckt, ging mit seinem neuen Kleid ebenso ernsthaft und gravitätisch umher, als ob er in alle möglichen unsinnigen Kleidungsstücke zum Ersticken eingezwängt, hoffähig angezogen hinter dem Stuhle seines Monarchen gestanden hätte.

Nach und nach erst gewöhnt er sich daran; der kleine Wilde sieht seinen Vater eine Jacke tragen und er denkt sich, gerade wie es bei uns die Kinder machen — wenn du doch auch erst ein Vater wärst und eine Jacke tragen könntest. So pflanzt sich's von Geschlechtern zu Geschlechtern; jede Generation will ein Verdienst haben und ein Stück dazu thun, bis nachher zuletzt ein Menschenkind daraus wird, das mehr verschiedene Kleidungsstücke und Stückchen an sich trägt, als Deutschland Staaten hat.

Wir und die Wilden tragen denn auch unseren Staat und unsere Staaten mit Würde, nur daß bei den Wilden noch der natürliche Sinn zu leicht die Oberhand gewinnt, und ein paar Südseeländer, die sich unverhofft im Frack begegnen, fast stets einander aufzeigen, während ein paar Hofleute in Gala, wenn

sie einander begegnen, in ihren seidenen Strümpfen und gestickten Röcken ganz ernsthaft und ehrbar an einander vorüber gehen, ohne auch selbst nur eine Miene zu verziehen.

Das Alles thut die Mode, die uns ebenso zum Bedürfniß geworden, daß wir sie zuletzt vom eigentlichen Bedürfniß gar nicht mehr unterscheiden können, aber sie sitzt bei uns im Kopf, nicht etwa im Herzen, und Gewohnheit und Sitte, Religion, Kunst, Phantasie, Politik und Wissenschaft — es sind alles ihre Dienerinnen; ja selbst im Tode noch läßt sie nicht von uns, denn sogar der Sterbende verlangt: „anständig begraben zu werden."

Bedürfniß und Luxus.

„Unser tägliches **Brod** gieb uns heute!"

Wie einfach und bescheiden ist doch Christi Gebet, und umfaßt es trotzdem nicht Alles was der Mensch zum Leben braucht? Was aber braucht der Mensch nicht Alles zum Leben?

Unser tägliches Brod gieb uns heute. — Wir beten das auch noch heute gerade so wie vor 1800 Jahren — aber was verstand der Heiland damals, was verstehen wir heute darunter? Wie elastisch ist seitdem der Begriff geworden, und was für ein Gesicht würde ein, gar nicht etwa so sehr verwöhnter Mensch machen, wenn er, in wörtlicher Erfüllung, einmal wirklich weiter nichts bekäme, als das wofür er eben gebeten — sein tägliches **Brod**. — Er würde sich jedenfalls höchst ungerecht behandelt glauben.

Greifen wir uns deshalb einmal den ersten besten

aus unserer Bekanntschaft heraus (wir brauchen es uns ja gar nicht selber einzugestehen, daß wir uns eben selbst beim Knopf nehmen und auf's Gewissen fragen könnten), was braucht und verlangt der, was versteht er unter seinem täglichen Brod? Womit beginnt sein Tag, womit endet er? müssen nicht alle Welttheile dazu beitragen, ihm die Bedürfnisse zu verschaffen — Genüsse kann man sie gar nicht mehr nennen — die ihm zum täglichen Leben unumgänglich nöthig geworden und die er schmerzlich vermissen würde, wenn sie ihm, oder nur eines daraus fehlten? —

Nahrungsmittel, Geräth und Kleider, aus allen Zonen sind sie zusammen geholt, und was die heiße Sonne der Tropen reifte, muß das Eis des Nordens kühlen. Fast alle Welttheile haben zu unseren einfachsten Mahlzeiten beigesteuert; wir finden die Gewürze aus dem ostindischen Archipel, Sago aus Indien, Zucker aus Brasilien, Kaffee aus Java, Reis aus Süd-Karolina. Unser Tischgeräth selber besteht aus Porzellan, Silber, Kristall, Stahl und Elfenbein, auf die raffinirteste Weise zusammengestellt, und das Alles gehört zum „täglichen Brot" — ja noch viel, viel mehr. Genuß folgt auf Genuß den ganzen Tag, wir verlangen nicht allein so fort zu leben wie wir's

einmal treiben, nein, wir wollen uns auch noch verbessern. Unsere Kleidung, unsere Nahrung, unsere Schlafstätte entspricht nicht mehr den einfachsten Bedürfnissen, nein, wir haben den Luxus selbst dazu gemacht, und wie man vom Rand eines Abgrundes in schwindelnde Tiefe hinabschaut, erfaßt es mich sogar bei dem Gedanken mit Grauen, daß selbst das Alles noch dem „täglichen Brode" nicht genügt, und lebenslängliche Anstellungen, Titel, Orden, Pensionen, als schweres Geschütz noch in der Ferne lauern, im „täglichen Brod" aber selbstverständlich mit begriffen sind.

Mit solchen Ansprüchen betet dann das wunderliche Menschenvolk zu Gott dem Herrn da droben, und es ist ein Glück für uns, daß der allwissende Vater die Ungenügsamkeit seiner Kinder schon kennt, und sie nicht allzu scharf beim Worte nimmt.

Und wie wenig doch braucht der Mensch zum Leben.

Es ist mir immer ein wunderliches Gefühl wenn ich der alten Zeiten gedenke, in denen ich im amerikanischen Wald zwischen den anderen Jägern hauste. Dort reduzirten sich unsere Bedürfnisse, wenn auch nicht gerade auf das tägliche Brod, doch sicherlich auf das tägliche Fleisch, und was brauch ich jetzt

zum Leben, was brauchen meine Nebenmenschen um mich her?

Ueber die Welt gestreut hat Gott seine Völker. Allen ist ein gleiches Maß von Glück, von Zufriedenheit geworden, und doch wie ungleich sind dabei die Gaben zwischen sie vertheilt. Wie viel hat das Eine, wie entsetzlich wenig das Andere bekommen, und doch neidet keines den Nachbar, ja Jedes glaubt, daß ihm das beste Loos beschieden worden.

Von Anfang an sind nun auch allerdings die verschiedenen Nationen ziemlich gleichmäßig ausgestattet gewesen. Adam, von allem Beginn an, hatte nichts als Kost ohne Logis im Walde, und seine erste Kleidung war eine Erfindung von ihm selber. Der Australier lebt bis auf den heutigen Tag noch in einem ganz ähnlichen Naturzustand, und fühlt nicht einmal das Bedürfniß, sich auch nur im geringsten zu verbessern.

Auch unsere Vorväter erfreuten sich eben solcher Einfachheit. Das Fleisch der Thiere, die sie erlegten, war ihre Speise, Wasser ihr Trank, ein Thierfell ihre Kleidung, eine Hütte aus Rinde oder Erde aufgebaut ihr Haus — und wie haben wir uns verändert!

Wenn solch ein alter Teutone — anständig gekleidet natürlich — jetzt einmal in eine unserer Städte

käme, dort die verschiedenen Läden durchginge und nun sähe, was er eigentlich damals schon „nothwendig gebraucht", aber leider gar nicht gekannt hatte, wie würde er staunen!

Die Zeit und die geistigen Fähigkeiten der Völker mit anderen örtlichen, besonders klimatischen Ursachen, sind indeß der Grund gewesen, daß sich ein Theil der Völker aus seiner alten Einfachheit heraus, und in eine Masse von Bedürfnissen hineinarbeitete, während der Andere gar nicht an etwas derartiges dachte. Das Resultat blieb aber bis jetzt immer das nemliche, als da ist: geboren werden, sich glücklich oder unglücklich fühlen, und wieder sterben. Nur die Hast zu leben wuchs mit den neuen Bedürfnissen.

Wie rasend schnell übrigens diese anwachsen, dazu brauchen wir, um einen Beweis zu finden, nicht etwa zu den alten Teutonen zurückzugehen, die neueste Zeit bietet da schlagende Beispiele genug. In welcher Art wurde z. B. noch vor kaum dreißig Jahren die Verkehrsverbindung in Deutschland gehalten? — Durch Landkutschen, in denen man langsam und mühselig über die entsetzlichsten Straßen rollte, vor jedem Wirthshaus anhielt und Abends, nach sechs- oder achtstündiger Marterfahrt, mit der man ein Paar Meilen zurückgelegt, in aller Gemüthsruhe zu Bette

ging. Und jetzt? — sind die Leute nicht wirklich in Verzweiflung, wenn sie mit dem Bahnzug, der sie in Sturmeseile durch die Länder führte, nur fünf Minuten zu spät auf der Station anlangen? — Ja, lieber Gott, sie haben jetzt das Bedürfniß zum Fliegen erworben!

Auch die Nachrichten aus den verschiedenen Ländern brachten sonst nur diese Schneckenkutschen, oder alte würdige Botenfrauen, die mit dem Korb auf dem Rücken die einzelnen Briefe expedirten. Jetzt dagegen brummen wir und zeigen uns ungebärdig, wenn eine Kunde, Hunderte von Meilen entfernt, nicht am nächsten Morgen spätestens in unsern Händen ist, und ein rastloses Drängen und Treiben und Hetzen und Jagen quält uns, und läßt uns nicht Ruh — doch immer nur dem Einen Ziel, dem Grabe zu.

So geht es in allen Dingen. Eine kleine Verbesserung macht den Anfang, dehnt und vervollkommnet sich, und — geht auch ihrerseits wieder unter, anderen Neuerungen Raum zu geben. Wie einfach z. B. unsere Voreltern gekleidet gingen, habe ich schon früher erwähnt, und wenn Mutter Eva jetzt noch einmal auferstehen und das Toilettenzimmer einer Dame von Stande sehen könnte, wie würde sie staunen! Das sind jetzt aber alles Bedürfnisse geworden, und das

Wort Luxus ist in der deutschen Sprache nur noch bei den Leuten geduldet und anwendbar, die ihre Bedürfnisse nicht bezahlen können, wonach sie eben Luxus werden.

Fortschritt ist ebenfalls ein sehr beliebter Aushilfsname für Luxus geworden, und beschönigt viel; denn unter seinem Schutz arbeitet sich das Bedürfniß allmälig, aber fest und unaufhaltbar in den Luxus hinein, bis wir zuletzt nicht einmal mehr im Stande sind, die Grenze zwischen beiden zu ziehen.

Das wäre nun Alles recht schön und gut, und warum sollen wir uns nicht im Leben verbessern, wenn wir es können? Der Luxus wird dann das Mittel, unsere Existenz angenehmer und behaglicher zu machen — aber zum Fluch, wenn jene sich ihm hingeben, deren Einnahmen auf einen gewissen beschränkten Etat gestellt sind, und die sich auf der Stufe, die sie thörichterweise erklimmen wollen, nicht halten können. Ueberschreiten sie die ihnen gesteckte Grenze, so sind sie auf die Hilfe Anderer angewiesen, d. h. sie machen Schulden, und Schulden sind jedenfalls der schlimmste und gefährlichste Luxus, den der Mensch nur überhaupt treiben kann — Sparen ist der beste. Die einzige Möglichkeit für uns, eine Grenze zwischen Luxus und Bedürfniß zu finden, bleibt nur die, daß

wir unter uns, nicht über uns sehen. Das müssen wir im Auge behalten, womit der Mensch auskommen, nicht was er brauchen kann, und sind wir darüber mit uns einig, finden wir auch wohl den Weg, den wir selbst zu gehen haben.

Ein treuer Helfershelfer des Luxus ist der Ehrgeiz, und ein ähnliches Element etwa für den Menschen, wie das Feuer. Wohlthätig bis zum äußersten, so lange er in gewissen Schranken, oder überhaupt gebändigt gehalten wird. Er dient dann dazu unsere innere Lebensmaschine zu treiben, unserem irdischen, oft sehr nüchternen Leben die nöthige Wärme zu geben; wird aber gefährlich und vernichtend, sobald er diese Schranke durchbricht, und unendlich schwer, ja fast unmöglich ist es oft, ihn wieder zurückzudämmen in sein altes ruhiges Bett.

Ehrgeiz und Bedürfniß sind die Eltern des Luxus, aber nur der Vater hält mit ihm Schritt, und ist stolz auf das Kind.

Wir leben übrigens gerade jetzt, was die Abscheidung der Luxusgrenzen betrifft, in einer höchst gefährlichen Zeit. Die menschliche Intelligenz hat nemlich manche Kluft ausgefüllt, die in früheren Tagen schon allein für sich eine ganz natürliche Scheidelinie zwischen den verschiedenen Schichten der Gesellschaft zog.

Jedem war darin deutlich der Weg vorgezeichnet, wie er sich zu verhalten, wie zu erhalten habe. Jetzt aber hat sich darin leider viel geändert, und mit der Titel- und Rangsucht, die über uns gekommen, ist ein ganz anderer, verzweifelter Geist in die Menschen gefahren.

Besonders der Mittelstand ist es jetzt, der seine Stellung vergißt, und in höhere Schichten der Gesellschaft hineinzuragen strebt. Thäte er das nur so weit, als es ihm seine Intelligenz erlaubt, so wäre es nicht mehr wie schön und gut, und dürfte gelten. Aber er will es auch mit seinen, dem nun einmal nicht gewachsenen Mitteln erzwingen, und dadurch richtet er sich zu Grunde. Mit einem Stück fängt dann jenes neue Leben an, und wächst und breitet sich aus, bis er das ganze Haus erfaßt und fortreißt.

Der Mann rückt vielleicht einen höheren Grad hinauf, bekommt einen etwas höheren Titel, vielleicht gar einen Orden, und 75 oder 100 Rthlr. Zulage, und die ganze Wirthschaft wird auf den Kopf gestellt. Eichen- und Tannenmöbel genügen dann nicht mehr, denn sein Kollege — der freilich ein bedeutendes Privatvermögen besitzt — hat dergleichen sämmtlich von Mahagoni. Auch der Ueberzug muß damit Schritt halten. Nun passen aber die alten einfachen

Gardinen nicht mehr dazu und geben bald gestickten Raum. Auch die kleine freundliche Wohnung, in der man sonst vollkommen Platz hatte, wird zu eng; man kann sich nicht länger so behelfen. Eine bessere und größere erfordert aber auch wieder mehr und neue Mobilien, und „wenn man sich doch einmal etwas anschafft, soll man auch gleich nur Gutes nehmen", sagt die Frau. — Sie hat in einer Art recht, und doch auch wieder, wie gefährlich ist der Grundsatz!

Die Kleider halten natürlich mit dem Uebrigen Schritt, denn wieder heißt es: „man muß doch anständig erscheinen", und trotz den vielen guten und tragbaren Sachen, die vielleicht der Schrank noch birgt, werden neue, bessere, wenigstens besser aussehende angeschafft.

„Ich brauche es nothwendig", lügen sich die Leute vor, und treiben größeren Luxus mit dem einfachen, aber feinen Tuchrock, den sie nicht bezahlen können, als ihr reicher Nachbar, der in die kostbarsten Pelze und Sammt und Seide gekleidet geht.

So mehren sich die Bedürfnisse, und mit ihnen die Ausgaben von Tag zu Tag; theure Zeiten kommen dazu, und dennoch bleibt der Gehalt klein und dürftig, wie immer, wenigstens keineswegs den Ausgaben entsprechend. Wie soll das enden? — Die

Frage ist leicht zu beantworten, erst mit Versetzen im Leihhaus, augenblickliche Noth abzuwenden, und zuletzt, wenn niemand mehr borgen will, mit völligem Ruin.

Irgendwo muß aber dabei gespart werden, die Katastrofe wenigstens so lange hinauszuschieben, wie möglich — die nöthigsten Ausgaben sind schon nicht mehr zu erschwingen, und das Sparen beginnt jetzt bei den Sachen, die eine Einschränkung am allerwenigsten vertragen können, beim Essen und der Wäsche; — freilich bemerken das die Nachbarn am allerwenigsten.

Anstatt wie sonst die tägliche Nahrung einfach am kräftig zu kochen, wird sie jetzt dünn und lang gezogen, etwas weiter zu reichen, und man sucht hauptsächlich solche Speisen vor, die nur rasch sättigen, wenn sie auch weit weniger nahrhaft sind. Auch mit der Reinlichkeit der eigenen Person wie der Kinder wird Haus gehalten. Wäsche ist so entsetzlich theuer, und man sieht es ja nicht. Das und das Stück läßt sich schon noch eine Weile tragen.

Das ist dann das vergoldete Elend, das eine Zeit lang währt und endlich in sich selbst zusammenbricht.

Es fällt mir gar nicht ein, den Luxus selber als etwas Unrechtes hinzustellen. Tausende von armen Menschen existiren davon, ihn für die Reichen zu be-

schaffen, und was sollte aus unseren armen Spitzenklöpplern, aus den Stickern und Posamentirern im Gebirge werden, wenn diesen Luxusartikeln plötzlich entsagt würde? Nein, wer die Mittel dazu hat, würde Sünde thun das Geld zurück, und in seinem Kasten zu haten, nur wissen muß er, ob er Luxus treiben kann oder nicht.

Was „die Leute" über uns reden, darf uns nicht kümmern, viel herzloser urtheilen sie ja auch außerdem über uns, wenn wir die Bahn, in die wir nun einmal gehören, verlassen haben, und nicht hinein zurückkehren können. Oben müssen wir uns, und die Zügel in der Hand halten, daß wir unseren Lauf übersehen und selber lenken und dirigiren können. Die Pferde dürfen nicht mit uns durchgehen.

Ein guter Hausvater, eine tüchtige Hausfrau müssen dabei im Stande sein, die Grenze zwischen Luxus und Bedürfniß selbst zu ziehen, den ersteren so viel als möglich zu meiden, dem letzteren seine richtige Schranke anzuweisen — sie werden trotzdem noch immer vieles Ueberflüssige beibehalten. Je einfacher der Mensch in seinen Bedürfnissen ist, desto unabhängiger kann er sich von Anderen halten, desto selbständiger steht er da, und das ist immer achtungswerth, und trägt den eigenen Lohn schon in sich selbst.

Die Welt freilich rollt unaufhaltsam vorwärts, und je mehr wir sämmtliche Elemente und Naturerzeugnisse uns dienst- und nutzbar zu machen wissen, desto mehr wachsen mit diesen auch unsere Bedürfnisse. Wie das nun freilich einmal in späteren Zeiten werden soll, wenn wir in unseren Bedürfnissen so fortfahren, und Alles in diese hineinziehen, was unseren Vorfahren, ja unseren Eltern noch als Luxus erschien, ist freilich eine andere Sache. Damit mögen aber unsere Kinder und Enkel sehen, wie sie fertig werden — wir haben mehr zu thun, als uns auch noch um deren Zustände den Kopf zu zerbrechen.

Da nun bei uns Eines aus dem Andern folgt, so haben wir, sehr vernünftigerweise, unseren Zuständen auch schon theilweise unsere Sprache angepaßt. Das also, was früher nur einen einzelnen Begriff hatte, wird in neuerer Zeit, eben nur unseren Bedürfnissen entsprechend, zum Sammelwort gemacht. Wenn wir deshalb sagen, „der Mann hat sein Brod", so verstehen wir eben Alles darunter, was zum Leben gehört: Frühstück, Mittag und Abendbrod, womöglich freie Wohnung mit Holz und Anstellung mit Pension. Deshalb dürfen wir denn auch jetzt, ohne gerade fürchten zu müssen zu bescheiden zu sein, mit recht gutem Gewissen beten:

„Unser tägliches Brod gib uns heute."

Reisende.

Es gibt auf der Welt zwei Menschenklassen, die sich wesentlich von einander unterscheiden. Die Einen, besonders reich mit Sitzfleisch begabt, kleben an der Scholle, werden groß und alt dabei und sterben endlich, ohne von Gottes Erdboden mehr gesehen zu haben, als was sie eben nicht gut vermeiden konnten —: ihre unmittelbare Umgebung. Wie es draußen aussieht, glauben sie Anderen auf's Wort; daß der Himmel sich auch noch über andere Länder als die spannt, die ihren festen Horizont bilden, haben sie aus Büchern gelernt und sind mit diesem Bewußtsein zufrieden. In dem gewöhnlichen Kreislauf des Lebens arbeiten sie ihren steten Gang, und wenn man sie einmal in ihr letztes ruhiges Kämmerchen legt, können sie von den gehabten Strapatzen ordentlich ausruhen.

Und sind sie glücklich dabei? — warum nicht? Sie bilden sich um sich selbst ihre kleine, abgeschlossene Welt, mit Sorgen und Mühen genug für einen ganzen Erdtheil, wie mit Freuden hinlänglich für ihre Bedürfnisse, und begnügen sich damit ein Halm in dem großen Aehrenfelde zu sein, das unser Schöpfer auf die Erde gesäet hat. Mit den Nachbar-Aehren können sie sich ja immer unterhalten, und am letzten Tage werden wir doch alle mitsammen ausgedroschen.

Die andere Gattung hat, mehr oder weniger, kein Sitzfleisch. Wie der Wandervogel durchstreift sie die Welt, bald in größeren, bald in kleineren Zügen, nach allen Richtungen; sie erkennt keine Grenzen an, hat deshalb aber auch großentheils keine ordentliche Heimath: sie ist nirgends Stammgast, und fliegt (an einen dünnen Faden gebunden, den die Polizei in Händen hält und Paß nennt) nach allen Seiten hin gar fröhlich aus.

Und ist die glücklich? — warum nicht? Jedenfalls wollen wir uns dieselbe einmal näher betrachten.

Diese letzte Gattung wird gewöhnlich — um sie von der anderen, die gar keinen Namen hat, zu unterscheiden — unter die etwas allgemeine Rubrik: Reisende gebracht. Das Wort „Reisende" faßt aber viel zu verschiedene Begriffe in sich, um so ohne

Weiteres verstanden zu werden. Es möchte deshalb nöthig sein, diese diversen Reisenden schärfer zu zergliedern.

Eigentlich versteht man unter dem Wort: Ein Reisender, wenn nicht das ganz bestimmte Adjectiv „armer“ dazu gesetzt wird, nur Länder- und Waaren-Reisende. Die Uebrigen sind, solange sie sich unterwegs befinden, Passagiere, sobald sie in einem Gasthaus einkehren, Fremde. Nur Länder- und Waaren-Reisende behalten ihr Prädicat unter allen Umständen und Verhältnissen bei, und man versteht hier unter den Ersteren nur solche, die in einem wissenschaftlichen Interesse oder aus reiner Neugierde die Welt durchstreifen, während der „Waaren-Reisende“ in einem weit beschränkteren Kreis den Gegenstand oder die Waaren an den Mann zu bringen sucht, „in denen er macht.“

Um mit den Ersteren, als den unabhängigsten, zu beginnen, so haben Reisende, die in einem etwas großartigen Maßstab die Welt durchziehen — gleichgültig welchen Zweck sie dabei verfolgen — also solche, die sich an keine Grenzen kehren und, wie der Deutsche sagt, „immer fortgehen und nie wiederkommen“, das Vorurtheil der Menge vollständig zu ihren Gunsten.

Wer einen einzelnen Menschen oder eine Familie todtschlägt, heißt ein Mörder, und wird entweder gehenkt oder zu Zuchthaus begnadigt — wer sie dagegen in Masse und zu Tausenden schlachtet, ist ein Held und wird erst nach seinem Tode (in Marmor) ausgehauen. Aehnlich so ist es mit den Reisenden.

Wer sich auf der Landstraße, in einem kleinen District ohne bestimmte Beschäftigung und Arbeit herumtreibt, heißt ein Landstreicher und gelangt in irgend eine Besserungsanstalt, oder wird auch, zum Besten des Nachbarstaates, einfach und in passender Begleitung über die Grenze geschafft. — Wer sich dagegen auf einem recht großen District, womöglich über die ganze Welt, ohne bestimmte Beschäftigung und Arbeit herumtreibt, heißt ein Reisender, und sogar die Polizei ist freundlich gegen ihn.

Aber auch solcher Reisenden gibt es wieder verschiedene Arten und Classen. Einige ziehen über den ganzen Erdball, um jeden einzelnen Berg so genau auszumessen, als ob sie einen passenden Rock für ihn zuschneiden wollten; Andere sammeln Steine und Pflanzen, wieder Andere balgen Vögel ab, stopfen größere Thiere aus, blasen Fische und Spinnen auf und spießen Schmetterlinge und Käfer, um sie später in besonders dazu bestimmten Kasten durch einheimi-

sche Insecten getrocknet fressen zu lassen. Wieder Andere thun von allem ein Wenig, oder auch gar nichts; diese wollen nur sehen und genießen, und dabei die Welt „kennen lernen;" alle aber schreiben mehr oder minder dicke Bücher mit passenden oder unpassenden Illustrationen dazu, und ärgern sich nachher über Nachdrucker und literarische Diebe, die von ihnen doch nun einmal leben müssen.

Diese Art von Reisenden ist meist harmlos und wird nur in einzelnen seltenen Fällen durch eine krankhafte Wuth, irgend etwas vorzulesen, gefährlich. Selbst dann ist ihnen aber immer ziemlich leicht auszuweichen, während die zweite Art von Reisenden, die sogenannte Gattung der „commis voyageurs" vollkommen unausweichlich ist.

Diese durchziehen besonders Europa nach allen Richtungen hin, brandschatzen dasselbe zum Besten der Hauptbücher ihrer Principale, wie ihrer eigenen Portemonnaies, und gehören dabei zu den unwiderstehlichsten und unausstehlichsten Exemplaren ihres Geschlechts.

Kenntlich sind sie sehr leicht an ihrem auf der Mitte des Kopfes gescheitelten Haar, an einem kleinen, elegant gearbeiteten und eigenthümlich geformten Lederkoffer, den ein Lohnlakai hinter ihnen her durch die Stadt trägt, wie überhaupt an ihrem ganzen faden

Wesen. In Gesellschaft von Damen spielen sie dabei stets die Liebenswürdigen, in Gesellschaft von Herren erzählen sie nur unanständige Anekdoten, und unter einander prahlen sie mit dem Nutzen, den sie ihren Principalen bringen, die sonderbarer Weise alle zu den geizigsten, kurzsichtigsten und ungerechtesten Exemplaren des genus homo gehören.

Der commis voyageur fuhr früher nur in Einspännern, kannte alle Wirthshäuser an der ganzen Straße und war eigentlich der alleinige und unumschränkte Colporteur von Neuigkeiten und Anekdoten für sämmtliche kleine Städte und einzeln gelegene Wirthshäuser. Durch die Eisenbahnen hat sich das freilich bedeutend verändert. Der vermehrte Verkehr sendet jetzt seine Boten und Zeitungen nach allen Winkeln aus, und dem commis voyageur widerfährt es zuweilen, daß er nach Vortrag einer, wie er glaubt, nagelneuen Anekdote ein altes Heft der Fliegenden Blätter vorgezeigt bekommt, in dem er auch eine Illustration dazu findet. So fährt er jetzt meist mürrisch über die unpassende Gesellschaft, aber doch aus Sparsamkeitsrücksichten dritter Classe von einer Stadt zur anderen. Es versteht sich indeß von selber, daß dem Principal zweite Classe dafür verrechnet wird.

Die commis voyageurs machen in verschie-

denen Artikeln, als da sind: in kurzen und langen Waaren, in Knöpfen, Wein, Kattunen, Schwertern, Lederwaaren, Glas, Scheeren, Stecknadeln und tausend anderen Gegenständen. So verschieden aber auch das Product, mit dem sie umgehen, so gleich und ähnlich sind sie sich im Ganzen unter einander, und wenn es einen Superlativ unter ihnen gibt, so bilden diesen nur die in Wein machenden, also die sogenannten und überall bekannten Weinreisenden. Es sind dieses die liederlichsten und unvermeidlichsten von Allen, und so hartnäckig sie Nachts in ihrem Hotel hinter Flaschen und Gläsern sitzen und keine frühere Polizeistunde als zwei oder drei Uhr Morgens anerkennen, so unabweislich sind sie, wo sie einem alten oder neu zu gewinnenden Kunden ihrer „weltberühmten Firma" ein Faß saueren Weines aufhängen wollen — und auch wirklich aufhängen, denn sie gehen einmal nicht eher wieder fort. Doch ihr Charakter ist geschichtlich geworden und deshalb eine weitere Beschreibung derselben völlig unnöthig.

Ein so zahlreiches Corps nun diese commis voyageurs bilden, so haben sie doch noch, und zwar seit Errichtung der Eisenbahnen, eine neue Gattung beigefügt bekommen, und zwar: die Diplomaten, die wir jetzt nothwendig dieser Classe einreihen müssen.

Die Diplomaten machen eben „in Politik", wie Andere in Kattun, Band, Stecknadeln oder Wein, nur mit dem Unterschied, daß sie zweite Classe fahren und erste berechnen, nie auf ihre Principale schimpfen, überhaupt außerordentlich vorsichtig in ihren Ausdrücken sind, Alles „gewußt haben" (wie sich erst später herausstellt), nie etwas verrathen und Adressen statt Preiscourante bei sich führen. Uebrigens stiften sie im Ganzen, bei einem vortrefflichen Gehalt und noch besseren Diäten, mehr Unheil als alle übrigen commis voyageurs (selbst inclusive Weinreisende) zusammen.

Gleich nach den Diplomaten, von diesen aber sehr verschieden, kommen wir zu den sogenannten „armen Reisenden", eine sehr wunderliche und gemischte Menschenklasse, deren Existenz aber, im Gegensatz zu den vorigen, durch die Eisenbahn einen sehr bedeutenden Stoß erhalten hat. Ihre Wirksamkeit konnte sie freilich nur erschweren, nicht vernichten.

Die „armen Reisenden" gehören meist Alle dem Handwerkerstande an, denn liederliches Gesindel, das sich mit heugestopftem Tornister bettelnd an Kreuzwegen herumtreibt und sich fälschlicher Weise für einen „armen Reisenden" ausgibt, kann nur als ein Auswuchs des sonst gesunden, kräftigen Stammes

betrachtet werden. Der wirkliche „arme Reisende" hat in den letzten Tagen nie etwas Warmes gegessen, trägt seine Stiefeln statt an den Füßen oben auf dem Tornister, wodurch er stets auf dem einen Beine etwas hinkt, und nennt betteln in seiner Kunstsprache fechten — symbolisch dadurch vielleicht seinen ewigen und hartnäckigen Kampf mit dem Leben anzudeuten. Eine andere auffallende Eigenschaft an ihm ist, daß er in Gegenwart von anständig gekleideten Fremden stets äußerst schwermüthig und niedergedrückt aussieht, während er unter seines Gleichen und in der nächst zu erreichenden Schenke heiter und glücklich scheint.

Das Zeitalter vor der Erfindung der Eisenbahnen war indeß sein goldenes, als noch Lohnkutscher und Extraposten die Landstraßen belebten, Frachtwagen seinen Tornister oft meilenweit trugen und er selber, aus einer Arbeit entlassen, wochenlang dazu gebrauchte, ehe er einen anderen Arbeitsort erreichen konnte.

Damals hatte er keine Feinde auf der Welt, Postillone und Gensd'armen vielleicht ausgenommen. Bequem hinten auf dem Bedientenbock einer Extrapost stationirt, den Tornister neben sich, ein Knie über das andere geschlagen, die kurze, qualmende Pfeife im

Munde, war die Chaussee seine eigentliche Heimath, und an seinem Lebenspfad standen zwei Reihen hochwüchsiger Pappeln — wie traurig hat sich das aber jetzt verändert!

Welcher Handwerksbursche kann jetzt noch bei einem Bahnzug hinten aufsitzen? und fahren sie selbst in einem Coupé, wofür sie — etwas Unerhörtes im früheren Handwerksburschenleben — sogar bezahlen müssen, wo bleibt ihnen dann noch Zeit, das unterwegs so nöthige und unentbehrliche „Fechten" zu besorgen? Ehe sie nur an irgend einer Station — auf denen überhaupt nie etwas gegeben wird — den Hut abgezogen und ein klägliches Gesicht geschnitten haben, pfeift die verwünschte Locomotive schon wieder, und jede weitere Hoffnung auf Erfolg ist erbarmungslos abgeschnitten.

Außerdem existirt durch die Eisenbahnen gar keine Entfernung mehr zwischen Hauptstädten. Die Pappelalleen, neben denen sie hinlaufen, fliegen wie Gespenster einer früheren, glücklicheren Zeit an ihnen vorüber, und der am Morgen kaum gepackte Tornister muß an dem nemlichen Abend schon wieder entlastet werden, die Beine unter einen neuen Arbeitstisch zu strecken, den Kampf mit einer frischen Meisterin aufzunehmen.

„Es wird nichts besser auf der Welt", ist ein altes gutes deutsches Sprüchwort, und die „armen reisenden Handwerksburschen" vor allen Anderen, haben diesen traurigen Wahlspruch, unter der Fülle der Ereignisse, zu ihrem Motto genommen.

Alle diese vorgenannten Classen nun könnten wir auch noch unter den Sammeltitel „Zweck-Reisende" bringen, von denen wir zu den Vergnügungs-Reisenden übergehen würden, blieben nicht noch zwei Gattungen, die keinen eigentlichen, wenigstens keinen freiwilligen Zweck haben, und nie im Leben zum Vergnügen reisen würden.

Die Ersten sind die Postillone und Frachtfuhrleute und in neuerer Zeit die Conducteure, die Alle nur ein bestimmtes kurzes Ziel haben und dann umkehren, ihre Bahn von vorne zu beginnen. Früher machten die Frachtfuhrleute davon eine Ausnahme, indem sie, fast wie die Schiffscapitäne, eine gewisse Fracht für irgend einen entfernten Theil Deutschlands übernahmen und denselben auch, ob die Reise Wochen oder Monate dauerte, getreulich ablieferten. Jetzt erstreckt sich ihre Wirksamkeit höchstens von einer Eisenbahnlinie bis zur anderen, und wie bei Postillonen und Conducteuren liegt ihr Reiseziel innerhalb zweier Stationen — ein ewiges Kommen und Gehen, Ab-

schiednehmen und Wiedersehen, wenn man in neuerer Zeit überhaupt noch von dem sentimentalen Abschiednehmen etwas Anderes beibehalten hätte, als vielleicht den Abschiedstrunk.

Derartige Angestellte könnte man auch füglich Zwangs-Reisende nennen; denn was einem Theile des Menschengeschlechts Erholung und Vergnügen gewährt, wird bei ihnen zur oft unangenehmen Pflicht, mit der sie Jahr aus Jahr ein dieselbe Strecke durchfliegen. Reisende kann man sie eigentlich gar nicht nennen, und doch sind sie stets auf Reisen, sind ununterbrochen unterwegs. Ja, sie lernen die Strecke, die sie hin und her fahren, so genau kennen, daß sie jeden Steinhaufen, jeden Baum und Strauch auswendig wissen, und vollständig competente Richter über das beste Bier in allen Gasthäusern oder Stationen auf eine Entfernung hin werden, über die man sonst nur brieflich Nachricht erhalten konnte.

Aber sie führen kein gemüthliches Leben, denn nicht umsonst hat die deutsche Sprache für das Wort Heimath gar keinen Plural. Es gibt eben für den Menschen nur eine Heimath, und wer, wie ein solcher Conducteur oder Postillon, sich zwei, drei oder noch mehr derselben gründen muß, um an den verschiedenen Orten, wo er gezwungen ist seinen Rasttag

zu halten, nothdürftig zu Hause zu sein, der entbehrt vor allen Dingen das größte und höchste Glück das der Mensch kennen sollte, das Glück des eigenen Heerdes. Wollten wir es recht genau nehmen, so wären das eigentlich die richtigen und einzigen „armen Reisenden."

Noch gibt es eine Art von Zwangspassagieren, die eben wie die vorigen ein gegebenes Ziel haben; sie gehören aber einer unheimlichen Gattung des Menschengeschlechts an, und man trifft sie auch nie einzeln, sondern immer nur paarweis: den „Zwangspassagier" mit zusammengebundenen Händen, seinen Gefährten mit Czackow oder Helm, Flinte und Seitengewehr. So sitzen sie in den Wartesälen dritter Classe, bis der nächste Zug kommt, mit Niemandem verkehrend, von Allen gemieden, und wenn die keuchende Locomotive hält, nimmt ein besonderes Coupé die Beiden auf, bis sie an irgend einer anderen Station plötzlich wieder verschwunden sind — still und unheimlich, wie sie gekommen. Reisende sind es freilich, wenn sie auch Beide gerade nicht zu „ihrem Vergnügen" reisen.

Ehe wir aber zu den wirklichen Vergnügungsreisenden übergehen, gerathen wir auf ein Mittelding zwischen Vergnügen und Zweck, das gewissermaßen

den Uebergang von einer Classe zur anderen bildet. Es sind dies die Badereisenden, insofern der angebliche Zweck ihrer Reise oft weiter nichts als nur ein Vorwand ist — eine Thatsache, die sich besonders bei der schönen Hälfte dieser Art von Reisenden nur zu häufig ergeben soll.

Der Ursprung wirklicher Badereisenden, d. h. solcher, die in der That genöthigt sind zum Besten ihres maltraitirten Körpers eine Heilquelle aufzusuchen, verliert sich in das graue Alterthum, und die Meisten von ihnen verlangen, daß ein paar Gläser Wasser mit einem Dutzend warmer Bäder das wieder in drei oder vier Wochen aus dem Körper jagen soll, worauf elf Monate im Jahre mit allem nur erdenklichen Eifer gesündigt wurde. Trotz aller vergebens erhofften Erfolge aber bleiben die Versuche doch Jahr nach Jahr dieselben, und die Einbildungskraft muß dann ersetzen, was die Natur nicht im Stande war zu erreichen. Wenige Menschen haben soviel Phantasie wie Badereisende.

Wie schon gesagt, bilden die Badereisenden den Uebergang von Zweck- zu Vergnügungs-Reisenden. Viele von ihnen wurden nemlich durch einen wirklich kranken Körper, oder einen gesunden Arzt — der sich auch einmal eine Sommererholung gönnen wollte —

in ein Bad geschickt — Andere wollen theils Menschen sehen, theils ihr Geld am grünen Tisch verlieren, theils auch — und das ist besonders die schöne Hälfte der Badegäste — einen Platz und Gelegenheit suchen, um gesehen zu werden; die schlechte Badekost verzehren sie dann nebenbei.

Mit einem derartigen Schwanken zwischen Zweck und Vergnügen, mit diesem ewigen ängstlichen Streben, das Angenehme mit dem Nothwendigen zu verbinden, ist aber nun ein für alle Mal nichts anzufangen. Das Dasein solcher Badegäste theilt sich deshalb auch — so lange ihre sogenannte Cur dauert — in die unausgesetzten Bemühungen, ihren Körper zu mißhandeln und wieder zu versöhnen, ihn Morgens selbst vor der kleinsten Aufregung zu bewahren, und ihn Abends der schlimmsten und gefährlichsten hinzugeben, die überhaupt auf der Welt existirt: dem Spiel.

Wasserbad und erbärmliches Essen mit harten Betten und saueren Weinen zehren dabei den Körper ab, und durch den ganzen Monat August fahren sämmtliche Bahnzüge, zur directen Verzweiflung aller gesunden Reisenden, mit heraufgezogenen und festverschlossenen Fenstern, weil in jedem Coupé wenigstens ein solches unglückseliges Menschenkind sitzt,

das keinen Zug, nicht einmal mehr frische Luft vertragen kann. Natürlich kommt es direct aus einem Bade.

Doch fort mit der langweiligen Gesellschaft; da finden wir noch mehr Interesse an den wirklichen Vergnügungs-Reisenden, die, blos diesen einen Zweck verfolgend, zwei oder drei Monate im Jahre mit allen Wirthen Europa's wegen bougies und service in Fehde liegen und sich, sobald sie nach beschwerlicher Fahrt irgend einen nächsten, erstrebten Ort erreichen, augenblicklich erkundigen, wann der nächste Zug weiter geht. Ihre Zeit wird denn auch während der Reise durch ein fortdauerndes Aus- und Einpacken in Anspruch genommen, das sie nur dann und wann einmal unterbrechen, auf irgend einen steilen Berg hinauf zu klettern. Oben angelangt finden sie nachher, daß „gerade heute" ein dichter Nebel die ganze Gegend hermetisch verschließt; beim Heruntersteigen lassen sie sich von einem furchtbaren Gewitter erwischen, und bezahlen Abends noch, todtmüde, einen Lohnbedienten, um die Namen verschiedener Gebäude und Plätze, auf die sie sich später nie wieder besinnen können, mit ihrem Reise-Handbuch zu vergleichen.

Am gefährlichsten sind unter diesen eine gewisse Classe von Engländern, die nemlich der Mr. Smith's

und Jones ꝛc., deren sicheres Ziel jedes Jahr der Continent ist. Hier treten nun diese Herren, die daheim einen kleinen Specereiladen oder eine Schneiderwerkstätte besitzen, mit mühsam ersparten hundert Pfund Sterling als Lords auf und werden von Wirthen, Lohndienern und anderen unschuldigen Continentsbewohnern angestaunt und verehrt.

Den Engländern selber muß man darin allerdings Manches nachsehen. Die angeborene Unverschämtheit der ungebildeten Classe gegen Alles was deutsch ist, giebt ihnen gerade das nöthige, anscheinend vornehme Wesen, und wie ein Berliner Levy oder Meier, der mit einer Kiste Kattun nach Leipzig zur Messe kommt, die Stadt für die Zeit seines dortigen Aufenthaltes als ihm gehörig betrachtet, so sieht der jener Classe von Engländern Angehörende, wenn er den Continent betritt, schon seine Existenz als eine dem festen Land erwiesene Wohlthat an. Opfert er ihm doch so und soviel Pfund Sterling, die er auf viel langweiligere und schnellere Art hätte in Old England selber loswerden können!

Diese Gattung von Albionskindern wird nur mit einem rotheingebundenen Murray (ihrem Koran), dann mit Plaid, Regenmantel und Mütze von leichtem carrirtem Stoff getroffen. Eine solche Mütze ist

nemlich zu einer Reise nach dem Continent unentbehrlich, und so wenig Mr. Jones daran denken würde, sich mit einer solchen Bedeckung in the hearing of St. Paul's sehen zu lassen, ebenso wenig möchte er ohne eine solche den Rhein befahren oder sich in einen deutschen Waggon setzen.

Von London ab fahren alle diese Mr. Smith's und Jones dritter Classe, selbst noch von Ostende oder Calais bis Cöln — von da an aber beginnt für sie der Continent, und solange ihr Geld reicht, sind es lauter Lords. Je unverschämter sie sich dabei betragen, desto höflicher und achtungsvoller werden sie von den Deutschen behandelt, und würdevoll genießen sie, als eine der Continental-Früchte, solche ungewohnte Huldigungen. Lieber Gott, sie dauern ja überdies nicht lange, und daheim sinken sie doch wieder nur zu bald in ihr altes Nichts zurück!

Der wirklich vornehme Engländer ist indeß bald von diesem Auswuchs zu unterscheiden. Wie jeder wirklich vornehme und gebildete Mann, zeigt er sich überall freundlich und anspruchslos, läßt sich — als auf Reisen, gern eine kleine Unbequemlichkeit gefallen, und schmiert seinen Namen nicht auf jede Statue, an jedes merkwürdige Gebäude an, das er erreicht.

Das Wort „Vergnügungs-Reisender" ist übrigens

ein sehr unbestimmter und oft nur imaginärer Begriff, denn wie selten finden solche Reisenden wirkliches Vergnügen unterwegs! Gewöhnlich sind sie freilich selber daran schuld, denn mit wenigen Ausnahmen verbittern sie sich das Reisen so viel als irgend möglich dadurch, daß sie an der Straße alle die Bequemlichkeiten zu finden erwarten, ja verlangen, die sie daheim verlassen haben. Eine Unmasse Gepäck erschwert dabei jede ihrer Bewegungen und vertheuert ganz unnützer Weise ihr Fortkommen. Ebenso wenig mögen sie sich an die Speisen und Getränke des fremden Landes gewöhnen und sind außer sich, wenn sie das dem Boden Ungewohnte schlechter als zu Hause bekommen und theurer bezahlen müssen.

Ein Franzose z. B., der nach London kommt, fordert ohne Weiteres Suppe und Bordeaux so gut wie daheim; der Engländer in Paris dagegen Beefsteak und Ale. Beide müssen dafür doppelte Preise bezahlen und können das Bestellte kaum genießen, und diesen Fehler begehen die meisten „Vergnügungs-Reisenden," von welchem Lande sie auch immer kommen.

So, mit harten Betten und theueren Preisen, zerbrochenen Rädern, versäumten Zügen, mit schlechtem Wetter und vergessenen Reisesäcken, verlorenen Schlüsseln, heillosen Paßschereréien und zahllosen

anderen Reisetrübsalen, kämpfen sie sich durch die Zeit, die sie zu ihrer „Vergnügungs-Reise" bestimmt hatten, und sind seelenglücklich, wenn sie dieselbe überstanden, die Heimath wieder erreicht haben.

Aber eine Art von Vergnügungs-Reisenden gibt es trotzdem, die wirklich nur Vergnügen auf ihrer Reise haben, und denen jedes kleine Ungemach, jedes Hinderniß, jede gestörte oder vereitelte Bequemlichkeit nur den Reiz ihrer Fahrt erhöht, und sie noch lange nachher mit Jubel selbst an der Erinnerung zehren läßt.

O sel'ge Schulzeit! sel'ge Zeit der Ferien, wo das junge Volk, den Tornister auf dem Rücken, den Stock in der Hand, hinausstreift über Berg und Thal, und mit zwei Thaler zwanzig Groschen Europa zu durchwandern meint. In deren Herzen liegt wirklich Glück und Freude, und wie Jean Paul von seinem in die Ferien ziehenden kleinen Wuz sagt, „haben sie Mitleiden mit allen Menschen, die daheim bleiben müssen." Das sind denn auch die wahren und leider auch die einzigen Vergnügungs-Reisenden, die sich die kurze Lust nicht unnöthig verbittern, sondern sie ganz und voll genießen.

Reisen und Reisen — ein Name begreift all' die verschiedenen Arten in sich, eine Bedeutung hat

das Wort in dem gleichmäßigen Entgegenstreben eines Ziels, und welcher Unterschied trennt die verschiedenen Classen, welche Kluft des Einen Seligkeit von des Anderen Jammer!

Reisen und Reisen — hier haben wir den lebensfrischen, frohen sechszehnjährigen Bursch, der mit ein paar Thalern — mehr als er je in seinem Leben zusammen besessen — jubelnd in das Leben hinauszieht, seine längst ersehnte Ferien-Reise anzutreten; und mit ihm auf derselben Bank, eine kurze Strecke denselben Weg verfolgend, fährt der Auswanderer seine müde, dornenvolle Bahn.

Die Maschine rasselt, aber mit jedem klappernden Schlag den sie giebt, zuckt sie dem Einen in Freude und Jubel durch die Adern, denn näher und näher trägt sie ihn dem duftigen, schattigen Wald — stößt sie dem Anderen einen Dorn in's Herz, denn weiter und weiter führt sie ihn fort von den Lippen der Lieben, von den Gräbern der Seinen.

Reisen und Reisen! und malen wir uns das Bild weiter aus, das uns ein einziges solches Coupé dritter Classe in einem Bahnzug bietet. — Nur zehn Personen enthält der kleine, für sich abgeschlossene Raum, und wie gemischt die einzelnen Charaktere: der junge Bursch, der in die Ferien zieht, schaut nur

voraus, den fernen blauen Bergen, seinem Ziel, entgegen; der Auswanderer nur zurück, nach jeder Bergkuppe, jedem Kirchthurm, jedem Baum. An Jedes knüpft sich irgend eine Erinnerung: es sind ihm lauter liebe Freunde, die er läßt. Jugend und Alter! hat doch das eine nur eine Zukunft, das andere nur eine Vergangenheit.

Jugend und Alter! — Dicht neben dem jungen, lebensfrohen Burschen, der Alles sieht, was um ihn webt und lebt, an Allem Theil nimmt, sich an Allem freut, sitzen Seite an Seite zwei ganz verschiedene Wesen — andere Repräsentanten von Jugend und Alter: ein junges Mädchen das Eine, ärmlich, aber sauber und anständig gekleidet, bleich und schüchtern dabei, denn die vielen fremden Menschen ist sie nicht gewohnt. Und doch will sie gerad' allein in's Leben ziehen, allein und unbeschützt, die eben noch des Schutzes so sehr bedürfte. Als Gouvernante sucht sie eine Stelle, und wenn auch mit all den dazu nöthigen Kenntnissen ausgestattet, fehlt ihr doch der Muth, dem künftigen Schicksale fest in's Auge zu schauen; fehlt ihr die Zuversicht noch auf sich selbst. Ist sie ja doch noch so jung, und leise nur und verstohlen hebt mancher schwere Seufzer ihr die sorgenvolle Brust.

Und wie verschieden von ihr sitzt ihr Nachbar mit

ihr auf derselben Bank! Der „Vieh-Veitel" — wie ihn die Bauern nennen, weil er ausschließlich mit Vieh handelt, ist eine kurze, schwammige, gedrungene Gestalt, in sich zusammengedrückt, und die kleinen Augen halb zugekniffen. Das verhindert ihn aber nicht, Alles was um ihn her vorgeht, scharf und aufmerksam zu beobachten, und die dicken, schmutzigen, mit einem breiten Siegelring verzierten Finger auf einem schweren, um den Leib geschnallten Geldgurt gefaltet, die Wäsche unsauber, und doch auf dem mehrtägigen Vorhemdchen eine unechte Tuchnadel, die alte fettige Mütze neben sich gedrückt, die grauen Haare wirr und ungekämmt um die hohe gewölbte Stirn hängend, so sitzt er da, lauernd, wie eine fette, gesättigte und doch wieder beutegierige Spinne, den letzten Handel berechnend, den nächsten überlegend. Was kümmert ihn die Reise selber! sie dient nur dazu, ihn rasch von Ort zu Ort zu schaffen; je schneller das geschieht, desto besser; und seine Mitpassagiere? — was scheeren ihn die; ist doch mit ihnen kein Handel abzuschließen!

Ihm gegenüber sitzt sein vollständiges Gegentheil. Wohl wissen wir, daß es nicht zwei Menschen auf der Welt gibt, die sich einander vollkommen ähnlich sehen, aber man sollte trotzdem doch nicht glauben, daß zwei

— im Aeußeren wenigstens — so verschieden sein könnten.

Das Gegenüber des Vieh=Veitels ist ein junger geschniegelter Mann — natürlich commis-voyageur, die eingeölten und gekräuselten Haare mitten auf dem Kopfe bis hinten in die Cravatte hinein gescheitelt, daß es ordentlich aussieht, als ob der Kopf einmal mitten voneinander gebrochen und nur nothdürftig wieder verkittet wäre. Er ist äußerst modern und eng gekleidet, nur mit sehr weiten, kirschroth gefütterten Aermeln, mit sechs, sieben Ringen an den Fingern der rechten Hand, die linke in einem Glacéhandschuh, mit echt goldener — oder vergoldeter Uhrkette, Tuchnadel, Hemdknöpfchen, Rockhalter und eine Kneiplorgnette im rechten Auge, das junge, gar nicht auf ihn achtende Mädchen damit zu fixiren. Ein geöffnetes Taschenbuch, das getrocknete Blumen, Locken und Wirthshausrechnungen enthält, liegt auf seinem übergeschlagenen Knie, und nachdenkend hebt er den Bleistift zwischen die mit einem kleinen Schnurrbart gezierten Lippen — er muß seine Kostenberechnung vom letzten Nachtquartier zusammenstellen. Jetzt ist er damit fertig, steckt das Buch ein und nimmt eine gestickte Cigarrentasche vor, knipst seine Fünfpfennig=Cigarre mit einem an der Uhrkette hängenden goldenen Huf=

eisen ab, zündet sie mit einem Patentfeuerzeug an und erkundigt sich dann, um ein Gespräch anzuknüpfen, bei dem jungen Mädchen, ob ihr das Rauchen vielleicht unangenehm wäre.

„Nein,“ sagte sie leise, ohne ihn anzusehen.

„Sehr schönes Wetter heute, mein Fräulein!“

Keine Antwort.

„Reisen Sie weit mit uns?“

„Nein.“ Lange Pause.

„Ihr Arbeitskorb wird Sie belästigen.“

Keine Antwort, der Jüngling dampft stärker; das Gespräch ist total abgebrochen, der Vieh-Beitel lacht still und vergnügt vor sich hin, denn er haßt jeden der reine Wäsche trägt, und der commis-voyageur findet das „Landgänschen abominabel abgeschmackt.“

Neben ihm sitzt eine ältliche Dame, die fortwährend den Rauch gerade in's Gesicht bekommt und schon ein paar Mal heftig husten mußte, aber ihr Nachbar bemerkt es nicht. Der commis-voyageur lebt nur ganz sich selbst, und wie der Auswanderer keine Zukunft, der auf Ferien gehende Knabe keine Vergangenheit kennt, so existirt für ihn weder die eine noch die andere, denn Alles, was für ihn Berechtigung hat zu sein, ist nur die Gegenwart. Er reist für Breihuber und Comp., eines der geachtetsten Häuser in

Xstadt — er führt reizende Proben mit mäßigen Preisen, hat vortreffliche Diäten und Procente, und ist einer der glücklichsten Sterblichen, weil er eben nicht einsieht, daß er einer der unbedeutendsten ist. Ihn drängt auch keine Zeit, und doch sitzen neben ihm und ihm gegenüber zwei andere Personen, die selbst die Minuten zählen und vor Ungeduld vergehen wollen, wenn der Zug auf den Stationen zögernd hält.

Die alte Dame neben dem glücklichen commis-voyageur eilt an das Sterbebett ihres Kindes — ihrer einzigen Tochter — die weit von da erkrankt ist und sich nach der Mutter sehnt. Die Stunden wachsen ihr dabei zu Wochen, zu Monaten an, und wieder und wieder nimmt sie einen zerlesenen, zerweinten Brief aus ihrem Arbeitsbeutel, die traurigen Zeilen die er enthält, noch einmal verstohlen zu durchlesen. Wohl kennt sie den Inhalt schon lange auswendig, wohl weiß sie jedes Wort das darinnen steht, denn das Herz ist ihr ja fast darüber gebrochen — aber möglich bleibt es ja doch, daß sie trotz alledem noch irgend einen bis dahin übersehenen Trost herausfände, denn an die letzte Hoffnung klammern wir uns an.

Der Andere ist ein kräftiger Mann mit lockigem Haar und vollem Bart, sonngebräunt, mit wetter-

harten Zügen, und im Schnitt seiner bequemen einfachen Kleidung den Seemann kündend. Und nach langer, langer Fahrt kehrt er zurück in's Vaterhaus; nach langen Jahren grüßen zum ersten Mal wieder der Mutterlaute süße Töne sein Ohr, und still und in sich gekehrt, aber einen ganzen Himmel von Glück und Seligkeit im Herzen, sieht er die Lerche draußen im Feld emporsteigen, hört er, wie der Zug hält, der Dorfglocken melodisch Getön.

In die eine Ecke fest hineingepreßt, den Hut in die Augen gezogen, den Rock bis oben hin zugeknöpft, sitzt ein bleicher, hagerer Mann. Auch er ist ein Reisender, aber weder die aufsteigende Lerche sieht er, noch hört er das Läuten der Glocken; nur wenn der Wagenschlag sich öffnet, fliegt sein scheuer Blick zum Conducteur hinüber, und wer die Hand dann an sein Herz legen könnte, würde fühlen, wie es da drinnen stärker klopft und hämmert.

Neben ihm sitzt ein Kind, das zum ersten Mal mit dem Bahnzug fahren durfte und jubelnd den vorüberfliegenden Bäumen und Häusern nachjauchzt. Die Mutter aber hält es an der Hand, ängstlich, daß es aus der festverschlossenen Thüre fallen könnte, und doch dabei mit lächelndem Blick die Freude des Lieblings schauend. Und immer drängt das kleine, mun-

tere, muthwillige Wesen aus der Mutter Griff, stützt sich, das lichte Antlitz zu der Glasscheibe hebend, auf des bleichen Mannes Knie und schaut nur manchmal verwundert zu ihm auf, daß er allein so still und bleich und krank aussieht und seine kindische Lust nicht theilen will.

Auf dem Telegraphendrahte hin fliegt indeß die Nachricht von einem verübten großartigen Cassendiebstahl, und dem bleichen Mann ist es, als ob eben diese Drähte — wie sie schlangengleich neben dem Fenster hinschossen — ein Netz, ein dichtes, festes Netz um ihn zögen, das ihn, je weiter er flöhe, immer enger und enger umstricke. Er sieht nicht das lächelnde Kind zwischen seinen Knieen, er hört sein fröhliches Plaudern nicht, und wie es ihn fortdrängt, weiter und immer weiter, ist das Bewußtsein seiner Schuld das einzige Gefühl, das ihn erfüllt.

Und solch eine Mischung von Charakteren birgt oft ein einziges Coupé — aus solchen Elementen besteht wie häufig ein kleiner Trupp von Reisenden, die für eine oder mehre Stationen, oft auch tagelang zusammenhalten, bis sie aus einanderstieben, ohne Gruß, ohne Handdruck, wie sie gekommen — jeder seine eigene Bahn verfolgend.

Das ist Reisen, und das Ganze eigentlich nur

ein Miniaturbild unseres Lebens überhaupt. Der endlose Bahnzug kreist seinen wirbelnden Flug, gefüllt mit Passagieren, und hier und da, an einzelnen Stationen, nimmt er neue auf, setzt er alte ab, rastlos, ununterbrochen, ohne sich um den Inhalt seiner Fracht zu kümmern. Manche der Passagiere fahren dabei erste, Viele zweiter, die Meisten dritter Classe; verlassen sie aber den Zug, sind sie sich Alle gleich, und die Weiterbrausenden drehen nur höchstens den Kopf nach ihnen um und nicken ihnen zu.

Wunderliches Leben das, in der Welt! wunderliche Reisende, die wir sind!

Ein berühmter Name.

Viele Menschen fühlen einen unbestimmten Drang in sich, berühmt zu werden; manchen wird das schwer, andere aber sind leicht befriedigt und halten sich dafür, sobald ihnen das Schicksal nur die geringste Gelegenheit bietet, eine solche Voraussetzung vor sich selber zu rechtfertigen; ein kleines Ordensband hat solchen schon Thränen der Freude entlockt. Es ist das eine Diminutiv-Gattung von Ehrgeiz, die den Besitzer oft unendlich glücklich und sein sonst vielleicht sehr ruhig und langweilig dahin fließendes Leben wenigstens für ihn selbst interessant macht.

In die richtige Bahn gelenkt ist solcher Ehrgeiz auch nicht allein harmlos, sondern sogar der menschlichen Gesellschaft nützlich, und zwar in einem sehr verjüngten Maßstabe, etwa im Verhältniß der Landkarten; dasselbe Element, was der Muttererde das

Feuer in ihrem Innern, was dem Wasser die Strömung, was der Luft und einem Bitterwasser-Trinker die Bewegung ist. Dagegen aber kann eben dieser, wenn ich so sagen darf, unentwickelte Ehrgeiz, in eine falsche Bahn gelenkt, auch dem Eigenthümer gefährlich werden, und Spitzbuben und Räuber hatten nicht selten zu ihren nichtswürdigen Handlungen eine ursprünglich edle Triebfeder, wie man ja auch schmutzige Sachen in ein reines Gefäß füllen kann.

Das Gefäß läutert nur freilich nicht den unedlen Stoff, sondern wird selbst besudelt, und der also auf falsche Art Ehrgeizige muß zuletzt in dem natürlichen Lauf der Dinge zu Grunde gehen, oder müßte es vielmehr, da derlei Sachen auf Erden doch nicht immer ihre Erledigung finden.

Es ist wunderbar auf welche verschiedene Art dieses gewisse Etwas in unserem Menschengeschlecht zur Blüthe kommt, und doch nur in so wenigen Fällen wirklich genießbare Früchte trägt, denn ich rede hier nicht von dem Ehrgeiz, der seine Belohnung schon darin findet, einfach und ordentlich in der Stellung seine Pflicht zu thun, die ihm sein Geschick oder Beruf angewiesen, — dieser ist mehr einem regelmäßig gepflanzten Kornfeld zu vergleichen, das zu seiner bestimmten Zeit aufschießt, blüht, Saamen trägt, in

Garben gebunden und gedroschen wird, der menschlichen Gesellschaft Nahrung zu geben; Gottes Segen liegt auf ihm.

Nein, ich meine hier mehr jene einzelnen wild zerstreuten Körner, die Zufall und Wind hier- und dorthin gesäet haben, und die mit einem eigenen Streben aus sich heraus die übrige Welt durch etwas Außerordentliches in Erstaunen zu setzen und ihr zu beweisen wünschen, daß sie eben keine gewöhnlichen Menschen sind, und vor allen Dingen verdienen, ihren Namen mit irgend einer ausgezeichneten Bemerkung, als der Meier oder der Schultze, auf die Nachwelt gebracht zu sehen.

Dafür, daß solche Sachen möglich sind, gibt es genug Beweise. Was für ein Lärm wird mit einem Schiller und Goethe, einem Raphael, einem Cäsar rc. gemacht, warum sollen auch sie es nicht zu etwas Außerordentlichem bringen; das einzig Nöthige ist Glück, das Talent haben sie in sich, „denn Gott hätte ihnen sonst nicht diesen unbestimmten Drang in die Brust gelegt.“ Das einzige Schwierige bei der ganzen Sache bleibt nur, den richtigen Canal zu finden, in den dieser unbestimmte Drang hineingeleitet werden muß, alles Uebrige ist Kinderspiel, die Maschinerie treibt sich von selber, denn die Kraft ist furchtbar! —

Solche Menschen werden gewöhnlich Künstler, oft aber auch Freiheits- und Religionsschwärmer, seltener Soldaten, obgleich der letztere Stand gerade der richtige für sie wäre. Uebrigens sind sie immer gefährlich: als Maler der Leinwand, als Schriftsteller den Buchhändlern, als Architekten dem Publikum überhaupt, als Religionsschwärmer den Heiden, als Freiheitshelden und Völkerbeglücker den Völkern, wenn nicht in diesem Falle etwa der Staat ebenfalls dabei interessirt wäre, die Völker vor ihnen zu schützen, — als Soldaten endlich dem Feind, und außerdem noch immer sich selber.

Aber eine gewisse Achtung können wir ihnen nie versagen, und mit stiller Wehmuth denke ich noch immer eines kleinen Deutschen, den dieser Drang, nach vielen Kämpfen mit einem unerbittlichen, stets verneinenden Geschick, zuletzt nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika trieb, wo ich ihn kennen lernte, und ihn dann in die stille, kühle Erde bettete.

Mein Freund hieß Uelsicht und schon in der Schule, wie er mir oft erzählt, hatte er nicht geruht, bis er der Erste in jeder Klasse gewesen und die besten Censuren seiner Lehrer als Siegestrophäen nach Hause getragen; aber dabei blieb es nicht. Er besuchte einst einen Freund, der Talent zum Malen

hatte und hübsche Sachen zeichnen und skizziren konnte. Von dem Augenblick an nagte ihm ein Wurm am Herzen, daß er es ebenfalls dahin bringen müsse. Sein Entschluß war im Nu gefaßt, er wollte ein berühmter Maler werden, und verwendete Jahre darauf, einem Phantom nachzuziehen. Es lag nicht in ihm; die Fertigkeit eignete er sich an, das Mechanische der Kunst; aber der Geist fehlte ihm, den der starke Wille nicht zu ersetzen vermochte, und überdies hatte sich auch schon wieder eine neue Idee seiner bemächtigt.

Er las einen Roman der ihn entzückte, und am nächsten Tage schon lehnte seine Palette in der Ecke und er lief hinaus in den Wald, nicht Studien an Bäumen und Büschen zu machen, wie vordem, sondern einen Plan auszuarbeiten für einen Roman, den er schreiben wollte. Dadurch mußte sein Name berühmt werden, — ein einzelnes Bild konnte ein einzelner Mensch in den Winkel stellen und es war vom Erdball verschwunden; ein Buch wurde in tausenden von Exemplaren gedruckt und nach allen Weltgegenden verschickt, und auf jedem stand sein Name.

Natürlich versäumte er darüber all seine übrigen Geschäfte, aber das Buch wurde wirklich fertig. — Leider nur fand er keinen Buchhändler, der es ihm drucken wollte.

Als das umsonst war, warf er sich auf die Politik. Wenn ihn aber der Staat auch ungehindert seine Zeit hatte verschwenden lassen, Oelfarbe auf Leinwand zu verstreichen oder Manuscripte aufzuhäufen, so wurde das doch etwas anders, sobald er an die Oeffentlichkeit trat und die staatlichen Einrichtungen von unten betrachtete, die nun einmal unter jeder Bedingung von oben betrachtet sein wollen, wenn sie den richtigen Eindruck auf den Beschauer hervorbingen sollen. — Das Licht fällt wahrscheinlich von der Seite besser auf das Gemälde.

Falsche Ansichten sind aber ebenfalls strafbar, und Uelsicht hatte in dieser Sache wenigstens noch in so fern Glück, als er bei Zeiten seinem Vaterland entkam und auf ein Bremer Schiff gelangte, das ihn im Triumph nach Nordamerika hinüberführte.

Hier begann Uelsicht ein neues Leben; er warf sich mit einem wahren Feuereifer auf die englische Sprache, um ihrer bald mächtig zu werden, und fing wieder, unter oft günstigen, oft ungünstigen Auspizien seine alte Arbeit an, einen berühmten Mann aus sich zu machen. Er widmete sich jetzt dem Maschinenbau, von dem er sich schon in Deutschland unter der Hand eine oberflächliche Kenntniß verschafft, und suchte so seinem Namen durch irgend eine neue überraschende

Erfindung eine Glorie zu verleihen. Aber die Modelle welche er baute, wollten nicht allein arbeiten; erzwingen ließ sich die Sache auch nicht, und er mußte sie zuletzt, nachdem er mehr Geld hineingesteckt als er eigentlich entbehren konnte, in Verzweiflung wieder aufgeben.

Er wäre nun freilich gern wieder nach Deutschland zurückgegangen, denn eine fatale Schwierigkeit, seinen Namen berühmt zu machen, zeigte sich unter den Engländern und Amerikanern für ihn schon darin, daß dieselben diesen Namen gar nicht aussprechen konnten. Sie haben weder ein ü, noch ein ch, und Uelsicht mußte täglich fast die bittere Kränkung erfahren, ihn auf jede nur mögliche und unmögliche Weise verunstaltet zu sehen. Aber es blieb nicht einmal dabei.

Das amerikanische Wort Dutchman, welches eigentlich Holländer bedeutet, womit der ungebildete Amerikaner aber auch, und noch dazu nur zu oft im verächtlichen Sinne den Deutschen bezeichnet, verfolgte ihn wohin er ging, so daß er endlich, weil ihm nach Deutschland die Rückkehr doch abgeschnitten war, in Verzweiflung die westlichen Staaten der Union aufsuchte und dort Farmer wurde.

Hier kam er auf eine neue unglückliche Idee. Kaum hatte er sich nemlich durch unendlichen Fleiß

eine kleine Farm angelegt und fing an, die Früchte seiner Anstrengungen zu ernten, als er ausfand daß noch weiter im Westen, in der eigentlichen Wildniß, kleine Ströme oder Plätze oft nach den Ansiedlern genannt wurden, die sich dort zuerst ansiedelten. Da war Potters Creek und Hillworths Slew und Ermelds Flat, — jetzt förmliche Ansiedlungen, die den Namen des Glücklichen bekommen — ihn unsterblich gemacht hatten.

„Uelsichts Creek", einen ganzen Fluß nach sich genannt, — er wußte in der That nicht was ihm, nach einem selbst entdeckten Planeten, — aber er war kein Astronom, — oder nach einer entdeckten Insel, — aber er war kein Seefahrer, — lieber gewesen wäre! Auf einem Jagdzug, den er in jene Gegenden unternahm, fand er auch wirklich eine passende Stelle. Ein kleiner Creek oder Bergstrom, an dem sich noch keine Seele niedergelassen, kam aus den Ozarkgebirgen herunter und hatte eigentlich keinen bestimmten Namen. Die nächsten Nachbarn nannten ihn nur, um ihn wenigstens bezeichnen zu können, die fork (Gabel), weil er sich in einen andern, größeren ergoß; fork werden aber alle solche Plätze genannt, und hier zeigte sich ihm die endliche Möglichkeit eines Erfolges.

Er verkaufte, trotz dem Abreden und den Vor-

stellungen seiner Nachbarn Hab und Gut, packte seine nothwendigsten Acker- und Hausgeräthe auf einen Wagen und arbeitete sich durch eine förmliche Wildniß endlich auf diesen Vorposten der Civilisation. Er war auch der einzige Deutsche in jener ganzen Gegend, und die Nachbarn dort, wenn man Leute, die zehn und zwanzig englische Meilen aus einander wohnen überhaupt Nachbarn nennen kann, bewunderten die Ausdauer des Fremden, dessen geheime, aber mächtige Triebfeder sie nicht kannten, und halfen ihm, wo sie nur konnten, bei seiner ersten Einrichtung in der „range." Uelsicht dagegen versäumte nichts, seinen Namen unter ihnen populär und bekannt zu machen, da ja derselbe, wie er recht gut wußte, mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Er schrieb an alle bald um dies, bald um das, wobei er die Briefe großentheils selber befördern mußte, und suchte ihnen bei jeder Zusammenkunft die Aussprache des unglücklichen Namens so geläufig als möglich zu machen.

Solcher Art säete er seinen Namen in die Wildniß, begoß ihn mit Whiskey, wo er nur irgend Gelegenheit dazu bekam, da eine freigebige Hand in dieser Hinsicht in den westlichen Staaten manches durchsetzt, und kam endlich, als er die Sache lange und reiflich genug überdacht glaubte, mit dem offenen Vorschlag heraus,

der „Fork," die nun doch einmal nicht immer nur fork genannt werden konnte, seinen Namen zu geben und das kleine klare Bergwasser Uelsichts-Creek zu nennen.

Und warum nicht? — Kein Mensch hatte etwas dagegen; es war eigentlich eine Sache die sich von selbst verstand, daß der Creek den Namen des ersten Ansiedlers bekam, ja den „Nachbarn" sogar selbst bequem, eine genauere Benennung für den Platz auf so leichte Weise zu finden. Wer dort wohnte, nahm doch das eigentliche und in der That alleinige Interesse in Anspruch, und wie anders hätte das Wasser heißen sollen, wenn nicht nach ihm, der demselben durch seine Ansiedlung erst Bedeutung verliehen?

Uelsicht schien in der That den Gipfel seiner Wünsche, das Ziel erreicht zu haben, dem er ein Lebensalter hindurch unverdrossen und beharrlich nachgestrebt. Uelsichts Creek! — Wenn er einmal lange unter den grünen Eichen moderte, die er sich schon zu einem besonderen Begräbnißplatz ausersehen, wenn blühende Städte und Dörfer diese Thäler belebten, und Dampfessen zahlreicher Fabriken ihre schwarzen Zeichen an den blauen Himmel warfen, war sein Andenken zwischen den Tausenden nicht erloschen; sein Name bestand fort, und die Chronik die-

ses Distrikts nannte ihn einst als leitenden Stern und segnete sein Andenken. Uelsicht war jedenfalls unsterblich geworden.

Sein Name selber machte ihm da einen bösen Strich durch die Rechnung; der Creek bekam denselben allerdings, das verstand sich von selbst, aber Uelsicht hatte keine Ahnung, daß seine Nachbarn ihn selber um dem fatalen ü und ch zu entgehen, zu dem sie ihre Zungen nun einmal nicht gewöhnen konnten, kurzweg the dutchman nannten. Ueberdies war er der einzige Deutsche in der ganzen range, wie in den westlichen Wäldern ein bestimmter Jagd- oder Weidedistrikt genannt wird, und eine Verwechslung nicht möglich. Der Creek theilte natürlich dasselbe Schicksal; es fiel keinem der dortigen amerikanischen Ansiedler ein, ihre Zungen mit dem hartnäckigen Uelsicht „abzubrechen," wie sie's nannten, und „the dutchmann's creek" hieß der Platz, wo sich der Deutsche angesiedelt, schon nach den ersten acht Tagen.

Das erste Bewußtsein aller zertrümmerten Hoffnungen dämmerte dem ehrgeizigen Ansiedler auf, als er eben einen Brief an einen Jugendfreund nach Deutschland beendet, und darin den Frieden und die stille Ruhe seines Gemüthes ausgesprochen hatte, ohne einen eigentlichen Grund dafür anzugeben. Es

läßt sich denken, daß „Uelsichts Creek," wenn auch nur nebenbei, darin erwähnt wurde.

Während er im Siegeln begriffen war, kam ein junger Bursche aus irgend einer benachbarten Range auf seinem Pony, die Büchse quer über den Sattelknopf, an seine Fenz geritten und rief nach Sitte der Backwoods das Haus an:

„Hallo the house!"

Uelsicht trat in die Thüre, sah den Fremden und rief ihm sein gastliches

„Hallo Fremder — steigt ab und kommt herein!" entgegen.

„I say," rief aber dieser zurück, ohne der Einladung gleich Folge zu leisten, — „ist dies der Platz, den sie in der Ansiedlnng dutchman's creek nennen?"

„Dutchman's creek?" rief Uelsicht zurück, und ein eigenes fatales Gefühl zuckte ihm durch das Herz, ohne daß er eigentlich noch recht wußte, weßhalb, „nein — dies ist Uelsichts Creek!"

„Creek was?" sagte der Amerikaner.

„Uelsicht."

„Wie buchstabirt Ihr das?"

„U, e, l, s, i, c, h, t."

„No — das ist's nicht — Dutchman's creek soll der Platz heißen — wo ist squirrel hollow?“

„Etwa eine Meile weiter oben.“

„Ahem — und die pine ridge?“

„Gleich hier unterhalb.“

„Damn it, dann bin ich doch recht,“ sagte der Amerikaner, — „so ist's mir beschrieben, und das Dings da, was Ihr vorhin nanntet, Ulsik oder Ilsiks, wie war's? — ist wohl Euer Name?“

„Uelsicht,“ sagte der Deutsche tief aufseufzend.

„Well, Ihr seid der Mann!“ rief aber der Fremde jetzt, vom Pferd springend, das er an einen jungen Baum mit dem Zügel befestigte. Er war herübergekommen, dem Deutschen Kühe zu verkaufen, und Uelsicht konnte nach kurzer Unterredung mit dem jungen Burschen nicht länger im Zweifel bleiben, daß sein Platz wirklich von den bornirten Nachbarn, die nicht einmal im Stande waren, ein fremdes Wort auszusprechen und zu behalten, mit dem unseligen Beinamen „Dutchman's Creek“ belegt und verdammt war.

Noch an demselben Abend ritt er in die Ansiedlung, protestirte gegen die Benennung und brachte sämmtliche geographische Beweise, daß das Land der

Dutch ein ganz anderes und keineswegs sein Vaterland sei. — Umsonst. Die Leute lachten und drehten die Landkarte, die er ihnen mitgebracht, nach allen Seiten herum, konnten aber keine Form hineinbringen und versicherten ihn allerdigs, Dutchman's Creek solle von jetzt an einzig und allein seinen Namen bekommen — aber es war zu spät. Dutchman's Creek blieb es und heißt in der That so, bis auf den heutigen Tag, und Uelsicht verkaufte, als er sich endlich nicht mehr verhehlen konnte, daß all seine Anstrengungen, all seine Opfer umsonst gewesen, seine wenigen Habseligkeiten um einen Spottpreis an seine „Nachbarn" und zog in den Wald, in dem wilden, abenteuerlichen Leben desselben seine herben Enttäuschungen zu vergessen.

Dort sah ich ihn wieder, den ich früher in Cincinnati hatte kennen lernen; aber er zog sich von jedem noch so seltenen Umgang zurück, kränkelte, verschmähte selbst dann jede nachbarliche Hülfe, und starb endlich in den ungesunden Missisippisümpfen in seiner Hütte, wo ihn ein anderer Jäger fand und unter einem stattlichen Sassafrasbaume begrub.

Seinen Namen hatte der aber wahrscheinlich nie gehört, denn in jener Gegend war er nur unter seinem Vornamen Georg bekannt, und die kleine

Lichtung, auf der früher seine jetzt zerfallene und von einem Waldbrand zerstörte Hütte stand und sein Grab lag, wurde später, als ich den Platz wieder besuchte — wunderliches Verhängniß! — „the dutchman's grave“ genannt.

Die einigen Deutschen im Ausland.

Wir leben in einer wunderlichen Zeit, und während neue Erfindungen und Entdeckungen anfangen alle früheren Systeme über den Haufen zu werfen, und der Zopf sich nur noch mit Gewalt auf seiner alten Stelle hartnäckig und steif behauptet, wo er früher wohlgefällig und unangefochten unter der Perrücke hing, miniren Wissenschaft und Noth von verschiedenen Seiten, aber mit gleich gewaltiger Kraft das Bestehende und bahnen sich neue Wege und Pfade.

Wissenschaft und Noth, die einem gemeinschaftlichen Geschlecht angehören (denn die Noth ist die Mutter der Erfindung), arbeiten sich deßhalb auch auf dieser unserer wunderlichen Welt treu und unermüdlich in die Hände, und wo Maschinen des Menschen Arm und Kraft entbehrlich machen, trägt das kunstvoll gebaute Schiff die Dürftigen weit und sicher

über rollende Wogen einer neuen, noch frischen und der Arbeit bedürftigen Heimath entgegen, und der abgeleitete Strom sucht und weiß dadurch das alte Gleichgewicht wieder herzustellen.

Die Leute wanderten nun freilich auch schon in ältester Zeit aus, wenn auch nicht gerade, wie jetzt, aus dringender Noth, und eigentlich nur, um ihren wachsenden Heerden mehr Raum und Weide zu gönnen. Aber jene Völkerwanderungen hatten außerdem einen ganz andern Charakter; denn wenn sie auch ganze Stämme aus einem Land in das andere führten, nahmen diese doch mit ihren Heerden fast stets die alten Gebräuche mit, und paßten diese meist nur erst nach langen Jahren, langsam und allmälig dem Klima und den übrigen Verhältnissen des neuen Bodens an. Heute geschieht die Auswanderung in ganz anderer Art, und an Bord des Schiffes wird der Wanderer, der sich sonst nur in kurzen, zögernden Tagemärschen von seiner Heimath entfernte, mit Einem gewaltigen Schlag den alten Verhältnissen entrissen, eine Zeit lang, wie in einem wüsten Traum, durch die tollen, wunderlichen Scenen des Schiffslebens geführt, die mit nichts Aehnlichkeit haben, was er bis dahin gesehen, und an die er also auch gar keine Vergleiche, keine Erinnerungen knüpfen

kann, und dann nach Nord oder Süd in eine fremde Welt, durch das Weltmeer von seinem Vaterland getrennt, hinübergeworfen. Die natürlichste Vermuthung nun wäre, daß er in der neuen Welt auch ein neuer Mensch werden und ganz aus sich herausgehen müsse, daß Klima und Sitten des fremden Volkes auf seinen eigenen individuellen Charakter gewaltig einwirken und ihn zwingen werden, wenigstens seinen äußern Menschen der ganzen Umgebung augenblicklich anzupassen und mit dem übrigen, wenn auch etwas langsamer doch sicher nachzufolgen.

Dem ist aber keineswegs so; fast alle Nationen, sie mögen kommen woher, gehen wohin sie wollen, behalten, auch nach dem längsten Aufenthalt im fremden Land, den Stempel des Vaterlandes unverkennbar aufgedrückt, und nur der Franzose allein von allen übrigen macht im Allgemeinen eine Ausnahme, denn nur er scheint sich in das ihn umgebende Neue rasch und geschmeidig hineinzufinden, und weichem Wachse gleich die nächsten Eindrücke in sich aufzunehmen. Die Beweise dazu habe ich in allen Ländern gefunden, die ich bis jetzt betreten, und der gerade Gegensatz von ihm ist auch in dieser Hinsicht der alte Feind seiner Nation, der Engländer, der auch sein Feind bleiben wird, sie mögen Comödie spielen so viel sie wollen.

Während der Franzose vor allen Dingen die Sprache des Volkes lernt, unter dem er lebt, auf seine Vergnügungen eingeht und oft eben so schnell seine Sitten und Gewohnheiten, selbst mit den Eigenthümlichkeiten der Tracht annimmt, bewegt sich der Engländer schroff und starr in der einmal gewohnten Bahn, mag ihn diese nun unter das Eis des Nordpols oder unter die Strahlen der Aequatorsonne geführt haben. Es fällt ihm dabei gar nicht ein, die Sprache des fremden Volkes zu lernen, eben so wenig wie es einer der Söhne Albions unter Tausenden, die den Continent besuchen, der Mühe werth hielt, etwas von der Sprache jener Gegenden sich anzueignen, die er mit dem Reisehandbuch in der Hand kalt und nur neugierig durchstreift. Mit der Sprache behalten sie Tracht und Sitten bei, und wäre auch ein Engländer dreißig Jahre in einem fremden Land, der Schnitt seines Bartes wie seines Rocks wird ihn stets verrathen, noch ehe er den Mund geöffnet hat.

Gleich starrsinnig, ja in der Sprache fast noch mehr ist der Spanier, und wo Engländer und Spanier zusammenkommen, sieht sich sogar der erstere endlich genöthigt nachzugeben, will er eine Geschäftsverbindung mit dem heißblütigen und doch phlegmatischen Romanen unterhalten und natürlich will er. Gelenker

als der eigentliche Engländer sich der Ire und der Schotte, und noch geschmeidiger der schlaue Chinese, der daheim die Lampen vor seinem Götzenbild ruhig brennen läßt, während er draußen nicht selten selbst den Zopf opfert, um seinem viel heiliger gehaltenen Gott, dem Mammon zu dienen.

Doch auf all die verschiedenen Nationen und ihre Eigenthümlichkeiten in fremden Welttheilen einzugehen, würde, wenn auch nicht gerade Bände, doch jedenfalls weit mehr Raum erfordern, als dieser kleinen Skizze verstattet ist, und ich will mich deßhalb hier nur mit den, dem deutschen Leser jedenfalls interessantesten Landsleuten begnügen, von denen ich im Stande bin, ihm ein klein wenig fast aus jedem Winkel der Erde zu erzählen.

In Masse treten uns die „Deutschen im Ausland" schon hier im Vaterland vor Augen, als „Auswanderer", wie sie in Schaaren durch fremde Städte, ihnen selbst in der Heimath ein fremde Welt, hindurch ziehen und staunend die wunderlichen Häuser, Läden und Trachten beschauen, von denen sie früher keine Ahnung gehabt, und die, so sehr sie ihnen gefallen, doch wieder fremd und bedrückend auf sie wirken. Die Frauen schleppen dabei Kinder und Bündel, die Männer häufig eine alte Flinte auf dem Rücken

— das Wild soll ja da draußen nur so herumlaufen, und muß geschossen werden — und in Kälte und Nässe, oder in Staub und Sonnenbrand verfolgen sie ihren mühseligen Weg dem fernen, fernen unbekannten Ziel entgegen. Mit kleinen Handkarren sehen wir sie so die Straße entlang ziehen, oder eingepfercht wie das liebe Vieh auf den offenen Bahnkasten vierter Klasse, dem Aschen- und Funkenregen der Lokomotive preisgegeben, nur die Kinder schützen vor dem scharfen Luftzug und theilnahmlos, oft schaudernd hinaus starren in das fremde, herzlose Treiben um sie her. — Wer von uns erinnert sich nicht der bleichen Gruppen in den fremdartigen Trachten mit dem fremdartigeren Dialekt? wer von uns hat nicht leise vor sich hingeseufzt, wenn er die Schaaren sah, die also in Noth und Elend das Letzte opferten, was sie bis dahin ihr eigen genannt — die Gräber ihrer Lieben und den heimischen Himmel, — um in einer fernen Welt ein neues Vaterland zu suchen? Und wie viel trauriger, wie viel trostloser steht der Auswanderer nicht erst an fremder Küste, wenn er das bis dahin so heiß ersehnte Land zuerst betreten, und den Zauber in Nebel zerfließen sieht, den seine eigene Phantasie bis dahin darüber ausgespannt gehalten!

So lange der Auswanderer noch auf der Reise

ist, erträgt er gern alle Mühseligkeiten und Beschwerden: er weiß es einmal nicht anders, und die Hoffnung, mit dem ersehnten Land nicht allein das Ziel seiner Wünsche, sondern auch das Ende alles dieses Leids erreicht zu haben, läßt ihn, was ihm begegnet, mit leichtem, fröhlichem Muthe hinnehmen. Diese freudige Hoffnung gibt ihm dabei nicht selten eine ihm sonst vollkommen fremde Elasticität des Geistes, eine frohe und entschlossene Zuversicht, die ihn selbst gegen künftige Gefahren gleichgültig macht. „Nur ertragen, nur ertragen!" murmelt er leise vor sich hin; „in Amerika hat alles ein Ende, und das hier gehört noch mit zu dem deutschen Jammer und Leid, das du daheim geduldet." — „Sei ruhig, Herz, wir sind nun bald in Amerika!" beschwichtigt auch die Mutter das jammernde Kind, und selbst den letzten Thaler sehen die Leute oft mit vollkommener Seelenruhe für die Ueberfahrt aufgehen, wissen sie doch, daß von dem Augenblick an der Capitän für sie zu sorgen hat, bis sie amerikanischen Boden erreichen — und dann ist alles gut.

So, die Brust mit Hoffnung gefüllt, wenn auch nur Lumpen den Körper decken, erreichen sie die fremde Küste. Die alte Kleinmüthigkeit haben sie unterwegs vollends ganz verloren, und sie singen und tanzen und

schimpfen über die Provisionen, die ihnen der Capitän nicht gut genug liefern kann. Es sind glückliche Menschen, bis sie den Boden der neuen Welt betreten, bis sie das so heiß ersehnte Ziel erreicht haben, und wer sie dort dann auf ihren Kisten sitzen sieht, das bleiche Gesicht in die Hand gestützt, das Auge stier auf den Boden geheftet, wer dann die Weiber sieht, wie sie krampfhaft ihre Kinder an sich pressen und scheu und ängstlich das fremde Treiben betrachten, das um sie wogt und drängt und in dem sie glauben untergehen zu müssen, dem hebt sich die Brust recht schwer in Mitgefühl und Schmerz, denn mit zerschmetterten Hoffnungen sitzen die Armen am fremden Strand, und Angst und Reue nagen an der Seele.

Und wieder haben sie Unrecht, wieder fallen sie in den nemlichen Fehler, der sie das Land der Verheißung mit so lockenden Farben malen ließ. Daß dieser thörichte Wahn, dem sie selber nicht einmal Form und Gestalt zu geben vermochten in ihren Träumen, nicht wahr geworden ist, weil sie beim ersten Ansprung ein Land gefunden, das sich — zu ihrem Entsetzen müssen sie es gestehen — fast in gar nichts vom verlassenen unterscheidet, weßhalb sie auch nicht einsehen können, wie sich ihr Schicksal hier verbessern soll, das schleudert mit demselben Wurf, mit dem es

ihre Kartenhäuser und Luftschlösser über einander stürzt, auch ihre Hoffnung, ihr Vertrauen zu Boden, und muthlose Verzweiflung deckt plötzlich ihren düstern Schleier über all ihre Träume und Plane. — Dieser Eindruck wird allerdings nicht so rasch wieder aufgehoben als der erste, aber er schleift sich doch nach und nach ab; der Auswanderer — und ich spreche natürlich hier nur von der ärmsten Klasse, also von der unendlichen Mehrzahl unserer Landsleute — lernt endlich einsehen, daß Amerika, oder welcher andere Welttheil immer, keineswegs ein Land der gebratenen Tauben, sondern der Arbeit sei, und je näher er mit den innern Verhältnissen desselben nach und nach bekannt wird, desto mehr lernt er sie lieb gewinnen, und am Ende ist das ängstliche, niedergedrückte Wesen ganz verschwunden, das er nach dem ersten Schreck nur langsam und allmälig abschütteln konnte. — Der Mensch thaut auf und damit erwachen denn auch wieder seine guten oder bösen Eigenschaften, die sich bis dahin nicht hinauswagten an das Licht des fremden Tages.

Merkwürdig ist dabei nur wie treu der Deutsche auch im fernsten Winkel der Erde gerade den Hauptzug seines Charakters, den er am ersten von sich schleudern sollte, beibehält und hegt und pflegt und wahrt

— seine Uneingkeit, die das Vaterland in ein Geduldspiel verwandelt hat und deren Fluch er mit sich trägt bis an die äußersten Grenzen der Civilisation und darüber hinaus. — So interessant dies nun für den Psychologen sein mag, so schmerzlich ist es für den, der es redlich mit seinen Landsleuten meint, aber er kann es weder ableugnen noch beschönigen, und die Sache mag deßhalb geschildert werden, wie sie nun eben leider ist.

Nach Nordamerika hinüber strömen die Deutschen vor allen andern Ländern, schon der kürzern Entfernung wie des ähnlichen Klimas wegen, in ganzen Massen, und sondern sich zum Theil schon in Deutschland, zum Theil auf dem Schiff in bestimmte Gesellschaften, um eben wieder, sobald sie sich ordentlich constituirt haben, in Haß und Feindschaft auseinander zu gehen. — Von all den unzähligen Vereinen und Gesellschaften, die von auswandernden Deutschen zum Zweck gegründet werden, durch feste Vereinigung und gemeinschaftliche Arbeit ein leichteres Fortkommen im fremden Land zu finden, besteht auch nicht Einer fort, er müßte denn durch orthodox fanatischen Zwang zusammengehalten werden; selbst sorgfältig abgefaßte Contrakte zwischen zwei Parteien werden nur in äußerst seltenen Fällen von den Contrahenten aufrecht gehalten.

Wie Deutsche haben aber auch besonderes historisches Unglück. Wir sind nicht allein Nord- und Süddeusche, wir sind auch Hoch- und Plattdeutsche, wir sind Sigmaringer und Sondershauser, Preußen und Württemberger ꝛc. ꝛc., und wir sind außerdem noch Katholiken oder Protestanten oder Deutschkatholiken, und wiederum Reformirte oder Lutheraner, und dann noch zu allem Leid Republikaner und Aristokraten — und letzterer Unterschied bleibt nicht etwa in der alten Heimath zurück, denn der Gebildete wird in der neuen Republik nur zu leicht zu letzterem gestempelt. Wie läßt sich da erwarten, daß aus so verschiedenen Elementen irgend ein festes Ganzes werden könnte?

Gebildete und Ungebildete, mögen sie im freiesten, ungebundensten Lande leben, können nun einmal keine gemeinsame Familie bilden und werden deßhalb nie gesellschaftlich zufrieden mit einander existiren können. Etwas der Art bleibt daher bei jeder Nation unausführbar, es ist aber ganz unmöglich bei den Deutschen, wo der Arme nicht allein in staatlichem Zwang und Unmündigkeit gehalten, sondern auch von Kindesbeinen auf von jedem, der sich nur ein klein wenig besser dünkt als er, gedemüthigt und niedergehalten wurde. Die bösen Folgen dieses Systems zeigen sich, so bald der Ungebildete in ein anderes, in ein freieres Land

kommt, wo er die Bedeutung des Worts fühlen lernt: „Du stehst hier allen gleich." Anstatt sich dadurch gehoben zu fühlen, bläht es ihn nur auf, und weil er fühlt, wie weit er, trotz dem hier ihm zustehenden Recht, dennoch hinter Tausenden zurück bleibt, wird er grob statt ungezwungen; er erzwingt übermüthig etwas, das hier kein Vorrecht, sondern eine allgemeine Eigenschaft ist, und ist dabei ängstlich besorgt, jeden Augenblick es auch klar und deutlich zur Schau zu tragen, wie genau er weiß, daß er hier eben so viel gilt als andere.

Mit den Kleidern ist es dabei wie mit den Sitten. Deutsche Dienstmädchen, z. B., wenn sie nur wenige Monate in Amerika sind, hören von andern, schon mehr eingebürgerten, welche Rechte ihnen im freien Lande zustehen, und der Hoffahrtsteufel fährt ihnen wie mit einem Zauberschlag in die Stirn. Sie stülpen sich einen Federhut auf und quälen ihre der Arbeit gewohnten Hände in enge Glacéhandschuhe; aber ihr Wesen paßt so wenig in die fremde Gesellschaft wie ihre Hände in das enge Leder, und jeder sieht auf den ersten Blick die Unnatur.

Zieht sich nun der Gebildete vom Ungebildeten zurück, und er kann sich auf die Länge nicht wohl in seiner steten Gesellschaft fühlen, mag er ihn auch noch

so sehr achten, oder fühlt letzterer das Uebergewicht des andern, unter dem es ihm nicht wohl und behaglich ist, so schreibt er nicht selber und seiner Erziehung die Schuld zu, sondern er schimpft auf den Hochmuth des Aristokraten und der erste Bruch ist fertig.

Außerdem liegt uns aber auch noch das alte Zunft- und Vorrechtswesen zu sehr in den Knochen, als daß es der Deutsche so mit einem mal von sich abschütteln könnte und möchte; ja er hegt und nährt es selbst Jahrzehnte hindurch wie sein zweites Ich. — Wir brauchen freilich nicht nach Amerika zu gehen, um Beispiele für den oft lächerlichen Kastengeist zu finden. Als 1848 der Schrei nach Freiheit und Einheit durch Deutschland zuckte, verlangte das Volk Bewaffnung, und auch die Bauern traten zusammen, um Compagnien zu bilden. Man sollte nun denken, daß wenigstens in jenen Monaten, wenn auch nur auf kurze Zeit, ein anderer Geist in die Köpfe gefahren wäre, aber Gott bewahre! im Altenburgischen z. B. wollten die „vierspännigen" Bauern mit den „zweispännigen" nicht in einer Compagnie stehen. Diesen Zunftgeist bewahren sich die Deutschen unter allen Zonen, und in Chile wie in Australien, an der Ost- und Westgrenze des stillen Meers, scheiterten zwei projektirte

deutsche Lesegesellschaften an einer und derselben Ursache, daß die Kaufleute die Handwerker nicht darin haben wollten.

Wie der Jubelruf des Rausches von 1848 auch nach dem stillen Meer hinüber drang, zog der in Valparaiso gebildete deutsche Club, der ausschließlich aus der deutschen Kaufmannschaft bestand, mit der schwarzrothgoldenen Fahne durch die Stadt, und die deutschen Handwerker warfen ihren deutschen Brüdern Abends zur Feier der deutschen Einheit die Fenster ein.

Dem äußern Anschein nach kommt es uns im Anfang allerdings so vor, als ob jene kleinlichen Unterscheidungszeichen in dem großartigeren Leben einer fremden Welt verschwunden oder wenigstens verwischt wären, denn wir nennen dort einander wenigstens Deutsche und vermeiden es, uns in Preußen, Oesterreicher und Deutsche einzutheilen; aber es scheint das auch wirklich nur so, und außer dem Namen hat der Deutsche nicht gern etwas gemein mit dem Landsmann, ja zur Schande seiner Landsleute und zu seiner eigenen schämt er sich wohl gar noch seiner Abstammung. — Wenn er das nur mit Bewußtsein thäte, könnte man nicht viel dagegen sagen, aber es ist allein die ekle, dünkelhafte Idee, die ihn schon in Deutschland hinter seinem Ladentisch plagte,

wo er kein deutsches Fabrikat anerkannte, das nicht einen fremden Namen trug und für „importirt" galt: die Idee, jetzt selbst für fremd zu gelten in den Augen seiner Landsleute. Daß ihn der Amerikaner deßhalb verachtet, kümmert ihn leider Gottes wenig; er radebrecht ein nichtswürdiges Englisch oder Spanisch, wo er sich nun gerade befindet, nimmt kein deutsches Buch mehr in die Hand und vergißt, wie Ja und Nein in der Muttersprache heißen.

In Nordamerika giebt es derlei Subjekte am meisten, und es kann kein Trost für uns darin liegen, daß es fast nur Leute der untern Klassen sind, die sich auf eine oder die andere Art ein paar tausend Dollars verdient haben. Es sind nun einmal Deutsche, und der Keim lag in ihnen, schon als sie das neue fremde Land betraten. Und die Ursache solcher Verleugnung ihrer Nationalität? — Lieber Leser, die Leute sind eigentlich unschuldig daran. Hörten wir nicht in Deutschland von Jugend auf, daß wir gar keine Nation sind, hätten wir wenigstens einen wirklichen deutschen Bund, daß wir uns erst einmal selber achten könnten, um sofort auch andere Völker zu zwingen uns zu achten, dann fiele der Uebelstand vielleicht von selber weg. So aber streuen wir unsere Landsleute wie Spreu nach allen Winden hinaus, und

anstatt unsere Nation zu repräsentiren, repräsentiren sie nur unsere Schwachheiten.

Am meisten vereinigt sind die verschiedenen Nationalitäten, und mit ihnen auch die deutsche, in den Goldländern. Oben in den Minen sitzen sie, ohne alle Rücksicht auf Rang und Stand, eng beisammen, und zwischen den verschiedenen kleinen Gesellschaften besteht ein vollkommener, durch die Arbeit selbst natürlich bedingter Communismus, der schon an sich jede Bevorzugung ausschließt. Man findet dort wirklich die wunderlichsten Zeltgenossenschaften, die man sich nur denken kann, und manchmal scheint es, als ob sich das Schicksal in einer verzeihlichen Neckerei den Spaß gemacht hätte, gerade das Heterogenste, das ihm das Menschengeschlecht bot, unter einer Leinwand zusammenzuwürfeln. Vornehm und niedrig geborene, Gebildete und Ungebildete, Künstler und Holzhacker wiegen ihr Gold auf einer Wage, trinken aus einer Kanne ihren Kaffee und tragen, einer dem andern abwechselnd die Erde zu, die der andere auswäscht, das edle Metall daraus zu gewinnen.

Einzelne Originale dieser Gesellschaft zu besprechen, ist hier nicht der Raum, aber aus aller Herren Ländern scheint der liebe Herrgott seine wunderlichsten

Kostgänger hier versammelt zu haben, und der Holsteiner neben dem Böhmen, der Elsässer neben dem Posener schaukeln ihre Maschinen und schütteln ihre Pfannen nach Herzenslust und in Friede und Freundschaft. — Das Minenleben ist aber immer nur ein Ausnahmezustand, gerade wie das Schiffsleben, und die Leute hausen da oben, so freiwillig das Ganze auch aussieht, doch gewissermaßen nur gezwungen friedlich bei einander. Haben sie sich etwas verdient, oder häufig auch wenn sie nichts finden können, ändert sich das bald; sie ziehen wieder nach San Francisco oder in die andern größeren Städte zurück, und als ob die Luft da unten einen lösenden Einfluß ausübte, so stieben die Leute aus einander und sind auf einmal wieder — richtige Deutsche geworden.

In Australien herrschten ähnliche Verhältnisse, und vor der Goldentdeckung in Tasmanien lebten die paar Deutschen, in Sidney z. B., wie Hund und Katze mit einander, während die im Adelaidedistrikte gebildeten Vereine und Gemeinschaften sich eben nur durch den strengsten religiösen Zwang aufrecht erhielten. Die verschiedenen Gemeinden der Altlutheraner grünten und blühten; sie wurden durch die mächtige Hand ihrer Pastoren zusammengehalten, nach außen zu und auch gegen einander setzen sie sich aber auf die

Hinterbeine, und es war nichts so schlecht und häßlich, das sie nicht einander nachsagen mochten.

An verschiedenen Stellen hatten brave Deutsche zugleich versucht, wirklich deutsche Dörfer und Niederlassungen zu gründen, aber selten mit nur einigem Erfolg, und nur z. B. in „Angas-Park,“ wo ein Engländer an Deutsche ganze Sectionen verpachtet und jeder auf seinem eigenen Land sein Haus stehen hatte, also mit dem Nachbar, wenn er nicht wollte, in keine Berührung kam, lebten sie in Frieden mit einander und verklagten sich nur, wenn einem vielleicht einmal des Nachbars Kuh in die Fenz brach, oder über den Weg lief, „denn Recht muß doch Recht bleiben.“

In Südamerika schwimmen sie mehr einzeln im spanischen Element herum, und wie das bei Geschwistern der Fall ist, die sich auch oft unendlich lieb haben, aber doch auf einander einhacken und sich das Leben verbittern sobald sie bei einander sind, so sehnt sich der Deutsche dort nach Landsleuten — bis er eben Landsleute hinbekommt, und dann spielt er Geschwister mit ihnen.

Australien ist übrigens der Probirstein des deutschen Charakters geworden. Durch die Vereinigten Staaten herrscht in den bis jetzt civilisirteren Ländern der Ackerbau viel zu sehr vor, um dem Einwanderer

die Wahl zu lassen, was er treiben will, Ackerbau oder Viehzucht, während in Australien nur die letztere möglichen Vortheil und Aussicht auf raschen Gewinn bietet, und dem Ackerbau des theuern Landes and des beschränkten Raumes wegen alle nur erdenklichen Schwierigkeiten im Wege stehen. Dennoch hat sich der Deutsche dort ausschließlich auf den Ackerbau geworfen. Vielleicht waren es im Anfang gerade die glänzenden Berichte von den gedeihenden Heerden, die ihn hinüberlockten zu den Antipoden, und so macht er vielleicht gegen seine Neigung den Versuch, Schaf- oder Rinderzucht zu beginnen. Er kehrte aber, ohne eine einzige, wenigstens mir bekannte Ausnahme, stets wieder zum Ackerbau zurück, in dem er es denn auch, weit eher als der Engländer, durch seine Ausdauer und wahrhaft deutsche Geduld fast immer zu etwas bringt. — Für diese Behauptung kenne ich eine Masse Beispiele. Der Deutsche bleibt nur durch die Verhältnisse gezwungen Schäfer für einen andern Herrn, und sehnt sich immer wieder zu einer ruhigeren Beschäftigung zurück.

Der Grund davon ist aber so ziemlich allein die Art und Weise, wie hier die Viehzucht getrieben wird, denn sie stimmt nicht mit dem deutschen Charakter zusammen. Der Engländer reitet von Jugend auf,

und fast alle seine Nationalvergnügungen, sobald sie das feste Land betreffen, drehen sich um den Sattel. Das kommt ihm bei der Viehzucht in einem noch wilden Lande nicht allein sehr zu statten, es wird selbst zum nothwendigen Erforderniß, und während so der Engländer in der Erfüllung seines Berufs seinem Vergnügen nachgeht und eine Leidenschaft befriedigt, müßte sich der Deutsche erst in eine ihm sehr ungewohnte und unbequeme Lebensart hinein finden und unterläßt es daher lieber ganz. Dafür ist der Deutsche beim Ackerbau zu Haus, und die sorgsame Behandlung des Bodens, die Pflege seines Viehs, der wirksame Fleiß der Hausfrau daheim, die ihn bei jeder Arbeit unterstützt, läßt ihn bald sein kleines Stück Feld zum Doppelten verwerthen, was ein anderer daraus erzielen würde.

Daß diese Sorgsamkeit, ja Kleinlichkeit in jedem, auch ausartet, und die Wurzeln nach Seiten hinaustreibt, wo es eben nicht nöthig wäre, läßt sich nicht ändern und vermeiden; es ist das ein kleines Uebel, wo es das größere Gute gilt. So läßt der Deutsche, wenn er auswandert — und das ist gleichfalls ein charakteristisches Zeichen seiner Abkunft — nicht gerne auch nur den Nagel in der Wand zurück. „Man weiß nicht, wozu man es noch einmal brauchen kann,“

sagt er, und schleppt so eine Masse Plunder mit in der Welt herum, der ihm zuletzt dreimal mehr an Fracht und Aerger kostet, als er werth ist, und dabei dauert ihn noch der Stiefelknecht, den er vielleicht zurückgelassen. Daher kommt es denn, daß man nicht selten in fremden Welttheilen deutsche Bauernstuben findet, an denen man nur bewundert, daß sie so vortrefflich aus einander genommen und verpackt werden konnten, so genau haben sie, bis in das Kleinste, Unbedeutendste hinein, ihre Eigenthümlichkeit bewahrt und nicht einmal den Geruch verloren.

Der Deutsche ist dabei in allen fremden Colonien von den Regierungen, selten so sehr vom Volke selber, gern gesehen und willkommen geheißen, denn überall (nur nicht überall im eigenen Vaterland) gibt man ihm das Zeugniß, daß er „ein guter Staatsbürger" sei. Es ist das aber eigentlich keine Schmeichelei, sondern, wenn man der Sache ein wenig mehr auf den Grund geht, eine schmähliche Grobheit, und darum nicht weniger grob, weil es zufällig wahr ist. Der Deutsche gilt überall im Ausland als ein vortrefflicher Staatsbürger, weil er sich um weiter nichts kümmert als um seinen Acker, und vor der Politik, gleichviel ob er sich in Deutschland selber damit befaßt hat oder nicht, eine ordentliche, ich kann wohl sagen

angeborene Scheu hat. So ersprießlich das nun auch für sein leibliches Wohl scheint, und so große Fortschritte er dabei in der Kultur des **Bodens** macht, so traurig sieht es mit seiner geistigen Kultur aus, und er wird nicht allein, sondern er **bleibt** eine künstlich hergerichtete Maschine, die, bei der Geburt aufgezogen, bis zum Sterbetage in Bewegung bleibt und dahin ihre Kräfte lenkt, wohin der, der sich der Leitung derselben bemächtigt hat, sie eben lenken will.

„**Muß** ich denn wählen?“ fragte ein Deutscher in Australien, als er die vom Magistrat ausgestellte Einladung zur Wahl einzelner Mitglieder in die gesetzgebende Versammlung erhielt, und die Sache betraf seine wichtigsten Interessen und er repräsentirte seinen Stamm.

Die Deutschen machen es sich auch gewöhnlich nur selber weiß daß sie Republikaner werden, wenn sie nach den nordamerikanischen Freistaaten gehen. Aber das Leben in einer Republik macht uns noch nicht zu Republikanern, und niemand ist ungeschickter für die Ausübung der dadurch übernommenen Pflichten als wir Deutschen und vielleicht noch die Irländer. Ich rede natürlich hier nur von der **Masse** des Volks. Ich bin aber weit davon entfernt, das den

Auswanderern etwa zum Vorwurf zu machen; wo hätten sie es lernen sollen?

Es wäre ein schmerzlicher Zeitvertreib, das politische Leben der Deutschen im Ausland zu zergliedern; aber höchst humoristischen Stoff bietet dafür das bürgerliche derselben, das in seinen wunderlichen Metamorphosen manchmal alles, was wir bis dahin für möglich und ausführbar gehalten, auf den Kopf zu stellen scheint.

So gut fast alle Pflanzen bei verständiger Pflege in fremden Welttheilen fortkommen, so schlecht gedeihen die Stammbäume, wenn sie auf solch wildes Erdreich gepfropft werden, und einzig und allein durch goldene Stützen können sie aufrecht erhalten werden. Der Auswanderer läßt mit dem Vaterland auch den Besitz aller Vorrechte zurück, zu dem ihn die Geburt in Europa berechtigen mag. Verliert er nun auf eine oder die andere Weise sein Geld, und die gerade am meisten bevorzugt Gewesenen sind dem am meisten ausgesetzt, so finden sie sich plötzlich in das hineingeworfen, was sie früher „die Hefe der Bevölkerung" nannten, und müssen schwimmen oder untergehen. Man braucht nicht nach Californien zu gehen, um alle Schichten der Gesellschaft oft um einen einzigen Kessel herum vertreten zu finden; Amerika wie Australien

liefern dazu die Beispiele zu Tausenden. Die Nachkommen unserer stolzesten Geschlechter — es wird unnöthig sein, Namen anzuführen — liegen dort nicht selten den harmlosesten Beschäftigungen ob und haben sehr häufig Degen und Orden mit Besen oder Schaufel und vielleicht einer Nummer vertauscht.

Eine eigenthümliche Thatsache bleibt es dabei, daß sich die verarmte gebildete Klasse — mit nur sehr wenigen Ausnahmen — zur Handarbeit wendet, mögen die Hände früher auch noch so wenig an Arbeit gewöhnt gewesen sein, während alle andern in irgend einem Verkaufslokal oder hinter dem Schenktisch ein Unterkommen suchen und auch meistens finden. Die Wirthe fast aller deutschen Kost- und Logirhäuser auf dem ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten, wie über die ganze übrige Welt, waren im alten Vaterland Bauern oder Handwerker.

Noch entschiedener tritt eine andere Klasse auf, die Juden, die sich unfehlbar und unter jeder Bedingung zum Handel wenden. Was diese Leute betrifft, so hat man in Europa ihre schlimmsten Eigenschaften mit dem Zwang entschuldigt, der hier auf ihrem bürgerlichen Leben laste, und sie fast dazu zwinge, Handelsleute zu werden. Es muß aber doch wohl im Blut liegen, daß der Stamm Israels auch

unter der freien amerikanischen Verfassung, die seiner Thätigkeit auch nicht einmal den Schein einer Schranke entgegen stellt, einzig und allein zu Elle und Gewicht, statt zu Hacke oder Spaten greift. Selbst solche, die in Europa ein Handwerk gelernt, werfen dasselbe, dort angekommen, wieder bei Seite und wandeln lieber, riesige Bündel schleppend, durch's ganze Land auf und nieder, im wahren Sinn des Worts durch „Handel und Wandel" ihr Brod zu erwerben. — Die Kleiderläden der ganzen Welt sind überdies bereits von ihnen monopolisirt und China allein ist wohl der Ort, wo sie nicht gedeihen und blühen können; der Chinese nimmt es mit ihnen auf.

Während ich aber von Kleiderläden und Deutschen spreche, darf ich wahrlich einen kleinen, aber regsamen Theil unserer deutschen Landsleute nicht vergessen, der über die ganze Welt zerstreut, eine höchst eigenthümliche und elastische Lebenskraft zu besitzen scheint. Es sind dies die Schneider, und wenn ich an all die verschiedenen Plätze zurückdenke, und an die sonderbaren Verhältnisse, in welchen ich sie gefunden, so kommt es mir manchmal vor, als ob irgend ein neckischer Kobold die wunderlichste Brüderschaft aufgerafft und sie zum eigenen Spaß in alle Winde hinaus gestreut habe. — Meist sind es außergewöhnlich kleine, aber lebendige

Gestalten voll Feuer und Bewegung, liederlich zum Verzweifeln und lustig und leichtsinnig bis zum Aeußersten. Dabei fand ich sie nicht einzeln zerstreut, etwa einen im Norden, einen andern im Süden, sondern sie bilden eine förmliche Kette, eine Kette von kleinen lustigen, liederlichen Schneidern, um den ganzen Erdball, jeder originell in seiner Eigenthümlichkeit, und alle doch auch wieder unverkennbar dem Einen Stamm angehörend. Kein anderes Handwerk, kein anderer Stand war im Stande auch nur ein einziges so vollkommenes Individuum aufzuweisen als diese eine Zunft, und in Californien besonders blühte ein ganzes Treibhaus voll der herrlichsten seltenen Pflanzen, mit einzelnen wahrhaften Prachtexemplaren, wie Jean Stulbaing (Hans Stuhlbein) und andere. — Doch das ist eine Abschweifung, die mir der Leser, eben ihrer sonderbaren Ursache wegen, verzeihen mag.

Das literarische Leben der Deutschen in den außereuropäischen Staaten ist ein sehr wildes. In Nordamerika besteht allerdings eine sehr große Anzahl von deutschen Zeitungen, da es dort wirklich ganze Distrikte gibt, die nur Deutsch reden. Hierin zeichnet sich besonders Pennsylvanien aus, und so eigenthümlich und selbstständig hat sich in diesem Staat das deutsche Element erhalten, daß es dort Geborene gibt,

die nicht einmal Englisch verstehen, und nur über die Grenze ihres Township zu gehen brauchen, um in eine ganz fremde Welt einzutreten. Ich selber sprach dort einen Mann, der 27 Jahre in Amerika gewesen war und noch kein Wort englisch verstand. Das Deutsch aber, das diese Leute reden, ist auch kein eigentliches Deutsch, sondern die wunderlichste Mischung von Deutsch und Englisch, die sich denken läßt; in den meisten Fällen sind die englischen Worte mit deutscher Biegung verwendet, und noch komischer macht sich dieser Dialekt, wenn er zur Schriftsprache wird.

Pennsylvanisch Deutsch nennen es die Leute dort und der Leser wird eine Idee davon bekommen, wenn ich ihm hier nur eine kleine Probe gebe, an der er studiren mag, um die eigene Muttersprache herauszukennen.

„Well [1], und so miet [2] ich den Joseph in der Rohd [3], gerad wo sie sich um die Fenz türnt [4], und da sagt' er mir, daß er einen bösen Kalt geketscht [5] habe, aber an Purpoß [6] im Regen weiter getrawwelt [7] sei. — Wie er in die Tavern [8] kam, bellte [9] es g'rad

[1] Well, wohl, gut, [2] to meet, begegnen, [3] road, Straße, [4] to turn, drehen, [5] to catch a cold, sich erkälten, [6] on purpose, mit Willen, [7] te travel, marschiren, [8] tavern, Wirthshaus, [9] to bell, läuten.

g'rad zu Dinner [10], und da trubbelte [11] er sich nicht weiter ebaut [11], sondern stoppte gleich die ganze Nacht [12].

Es mag in der Aehnlichkeit des Englischen mit dem Deutschen liegen, daß gerade der Deutsche nach kurzem Aufenthalt in Amerika oder irgend einem Land, wo englisch gesprochen wird, seine eigene wie die fremde Sprache so entsetzlich mißhandelt, daß er zuletzt beide gleich unverständlich macht. Vorzugsweise thut das aber wieder der Ungebildete, und zwar aus dem ziemlich natürlichen Grund, weil er der Muttersprache selber nicht vollkommen mächtig war, und die eine schon vergißt, während er die andere noch nicht gelernt hat. Die Zunge ist ihm auch gewöhnlich schwerer, das Ohr nicht so geschult, die feineren Unterschiede der Laute aufzufassen, und während er sich einzelne Worte der fremden Sprache merkt, für die er keinen Raum in seiner Gedächtnißkammer findet, wirft er die entsprechenden deutschen Worte hinaus.

„Wenn sie das in Deutschland wüßten," sagte ein ehrlicher Magdeburger nach kaum dreimonatlichem

[10] Dinner, Mittagessen, [11] to trouble about, sich um etwas kümmern, [12] to stop or stay all night, übernachten.

Aufenthalt in Californien, „de hole Pipel“ käme hieher (the whole people, das ganze Volk).“

Kinder lernen die fremde Sprache am leichtesten und schnellsten, und auch am richtigsten aussprechen.

Was deutsche Zeitungen betrifft, so existiren meines Wissens, außer denen in den Vereinigten Staaten, eine in San Francisco, eine in Adelaide, die auch eben nur ihr Leben fristet, und zwei in Brasilien. Auch die deutschen Zeitungen in den Vereinigten Staaten machen, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, keine besonders guten Geschäfte, und der Grund liegt wiederum großentheils in der grenzenlosen Apathie der Deutschen selber.

Und habe ich dem Leser nicht jetzt selber bewiesen, daß ich ein ächter Deutscher bin? — habe ich die ganze lange Zeit etwas anderes gethan als auf meine Landsleute geschimpft? — Es ist leider wahr, aber dennoch geschah es nicht mit bösem Willen, und Gott weiß, ich hätte ihnen zehntausendmal lieber das Beste auf der Welt nachgesagt, wenn ich das nur eben mit dem Kapitel von ihrer Einigkeit hätte vereinigen können.

In allen Welttheilen habe ich sie zerstreut, überall

und unter allen Ständen habe ich liebe, gute, seelengute Menschen gefunden, sobald man sie einzeln in ihrem eigenen Wirkungskreis traf und beobachtete. Mäßig und fleißig in ihrem Geschäft, untadelhaft in ihrem Familienleben, unermüdlich in ihren Anstrengungen, wo es galt ein festes Ziel zu erreichen, aber das alles nur einzeln, jede Familie abgesondert für sich selber, und der Teufel los, sobald sie sich zu einem größeren gesellschaftlichen Leben vereinigen sollen. Erbärmliche Kleinigkeiten waren dabei fast immer die Ursachen aller Zänkereien, so in Batavia wie in Valparaiso, in Sidney wie in den Vereinigten Staaten. Leidige Klatschereien schürten den Funken zur hellen Flamme an, und Bitterkeit und Haß wuchsen und wucherten, wo sie sich die Hände hätten recht fest und verbrüdert reichen, oder doch wenigstens friedlich neben einander stehen sollen, damit nicht der Amerikaner zu sagen brauchte: „sie zanken sich wie ein paar Deutsche."

Bei Gellert läßt der sterbende Vater seine Söhne ein Bündel Pfeile nehmen und zeigt ihnen, wie leicht der einzelne breche; er hatte keine Ahnung, daß sie aus den einzelnen auch noch Zahnstocher machen könnten. So bessere es Gott! sage ich aus tiefster Seele, und ein Gott gehört auch in der That dazu,